

In Sorge um die Kirche

Beiträge zu Kirchenverständnis und Kirchenreform

Eigene und ausgewählte fremde Texte zum Thema
zusammengestellt von Peter Godzik

Herrn Dr. theol. h.c. Friedrich-Otto Scharbau
zum 77. Geburtstag am 4. Oktober 2012
in Dankbarkeit gewidmet.

Inhaltsverzeichnis

Vorwort.....	3
Altgewordene Schönheit – neu entdeckt.....	4
Leitbilder	5
Den richtigen Faden in die Hand nehmen.....	6
Die Liebe gehört uns wie der Glaube.....	18
Gemeinsame Erklärung zur Rechtfertigungslehre.....	21
Der gegenwärtige Stand der ökumenischen Beziehungen	22
Was die Kirche zur Kirche macht	25
Leitbildentwicklung in der Kirchengemeinde als Vorbild für den Kirchenkreis.....	27
Gemeinde und Kirche heute	30
Was wir wollen ... Zielorientierungen für unsere Kirche	37
Weisung suchen – nicht erschlagen.....	40
Stillesein und Hoffen	43
Brief an einen Freund.....	46
Leadership: Einander dienen	48
Unsere Mission im Lauenburger Land: Kirche aufrichten.....	50
Wertmaßstäbe einer christlich orientierten Politik	55

Vorwort

Beim Kirchenvater Augustinus findet sich die eindrucksvolle Aufforderung: „Unruhestifter zurechtweisen, Kleinmütige trösten, sich der Schwachen annehmen, Gegner widerlegen, sich vor Nachstellern hüten, Ungebildete lehren, Träge wachrütteln, Händelsucher zurückhalten, Eingebildeten den rechten Platz anweisen, Streitende besänftigen, Armen helfen, Unterdrückte befreien, Gute ermutigen, Böse ertragen und – ach – alle lieben ...“

Diese „Dienstanweisung für einen Propst“ hat mich zehn Jahre lang, von 1998 bis 2007, in meinem Amt als geistlicher Leiter des Kirchenkreises Herzogtum Lauenburg begleitet. Sie hing – in der Augustina geschnitten von Walter Habdank – für alle sichtbar in meinem Arbeitszimmer im Petri-Forum in Ratzeburg. Sie machte deutlich, dass geistliche Leiterinnen und Leiter keine andere Macht haben als die des Wortes, wie es im Artikel 28 des Augsburger Bekenntnisses von 1530 heißt.

Die Verfassung der Nordelbischen Ev.-Luth. Kirche bestimmt: „Die Pröpstinnen und Pröpste dienen in ihren Kirchenkreisen den Kirchengemeinden, Diensten und Werken sowie der Pastorenschaft und Mitarbeiterschaft durch Verkündigung, Seelsorge, Beratung und Visitation“ (Artikel 40, Abs. 1). Über wichtige Aspekte des Verkündigungs- und Beratungsdienstes in der Leitung eines Kirchenkreises legt dieser Sammelband Rechenschaft ab. Es ist eine Zusammenstellung von Predigten, Kommentaren, Berichten, Briefen und Vorträgen zum Thema „Kirchenverständnis und Kirchenreform“ aus zehn Jahren Propstenamt im Lauenburger Land. Die umfangreich zitierten Fremdtex te sind jeweils angegeben.

Ein bisher unveröffentlichter Beitrag für ein von Carl-Eduard von Bismarck im Oktober 2003 geplantes Buch über zukünftige Politik in Schleswig-Holstein in christlicher Verantwortung schließt diese Textsammlung ab.

Schleswig, im Juli 2012

Peter Godzik

Altgewordene Schönheit – neu entdeckt¹

„Das waren noch Zeiten“, sagen wir meistens, wenn wir Fotos aus unserer Jugendzeit betrachten. Lauter fröhliche Menschen um uns her, und die Welt lag noch vor uns. Jetzt sind wir altgeworden und manchmal auch schon ein wenig müde. Der Glanz vergangener Zeiten ist vorüber.

„Das waren noch Zeiten“, werden viele von Ihnen denken, wenn Sie den Predigttext für den heutigen Sonntag in der Bibel nachlesen: Apostelgeschichte 2,41-47. In der Anfangszeit der Kirche geschahen noch Zeichen und Wunder: Menschen fanden zum Glauben, waren einmütig beieinander und hatten alle Dinge gemeinsam. Sie feierten fröhliche Gottesdienste und besuchten sich gegenseitig in den Häusern. Die christlichen Gemeinden wuchsen, lobten Gott von ganzem Herzen und fanden Wohlwollen beim Volk.

Heutzutage scheint beinahe alles ins Gegenteil verkehrt zu sein: Die Mitgliederzahlen schrumpfen, wir können kaum noch für das gemeinsame Eigentum sorgen und unserer diakonischen Verantwortung gerecht werden. Die öffentliche Meinung bläst uns ins Gesicht und die Stimmung untereinander wird angesichts der angekündigten Sparrunden immer dunkler und trüber. Was sollen wir tun? Den Kopf hängen lassen, von früheren Zeiten schwärmen und in die allgemeinen Klagelieder über den Wandel der Zeit einstimmen?

Nein, die Apostelgeschichte malt uns das frische Bild des Kirchenfrühlings nicht vor Augen, um uns zu entmutigen. Sie möchte uns an den großen Schwung des Anfangs erinnern, um wieder neue Kräfte zu wecken und den Blick nach vorn zu richten. So könnte es sein mit dir, christliche Gemeinde, das hast du schon alles geschafft in dieser Welt. Mit Gottes Hilfe hast du Zeichen gesetzt, Verhältnisse geändert, Geschichte geprägt. Noch heute finden Menschen Heimat im Glauben, lassen sich ihre verletzten Seelen heilen in Gebet und Gemeinschaft. Noch heute gibt es diese stille Freude, wenn wir im Hören auf Gottes Wort und im Empfangen seines Sakraments das Elementare unseres Lebens entdecken. Mag die Welt auf äußere Zahlen und Statistiken schauen (selbst da müssen wir uns nicht verstecken!) – wir vertrauen auf die Wunder innerer Verwandlung, die auch noch täglich geschehen, wenn Menschen sich zurechtbringen lassen, indem sie das Wort, das ihnen gesagt ist zu ihrem Heil, annehmen.

Annehmen können, empfänglich sein – das scheint überhaupt der Schlüssel zum Verstehen göttlicher Kraft im Wandel und Vergehen der Welt zu sein. Machen wir das nicht auch so, wenn wir altgewordene Menschen auf ihre innere Kraft hin anschauen und ansprechen? Schaut, was ihr empfangen habt und was noch immer aus euch strahlt! Wie es weitergeht durch eure Impulse in der nächsten Generation! Die eigenen Kräfte nehmen ab, aber das Neue wächst schon auf mitten unter euch. Schaut nur, wie es wächst und weitergeht! Altgewordene werden wieder jung, wenn man sie an den Zauber des Anfangs erinnert und die Spuren ursprünglicher Kraft auch im Neuen finden lässt.

¹ „Wort zum Sonntag“ in den Lauenburger Nachrichten vom 12. Juli 1998; abgedruckt in: Peter Godzik (Hg.), Lavendelduft und Sommerwind. Ausgewählte Beiträge der Reihe „Wort zum Sonntag“ in den „Lübecker Nachrichten – Lauenburger Nachrichten“, Rosengarten b. Hamburg: Steinmann 2007, S. 10 f. Die Predigt vom 26. Juli 1998 über Apostelgeschichte 2,41-47 unter der Überschrift „Jugendfoto der Urkirche“ ist abgedruckt in: Leuchten wie des Himmels Glanz. Lebenszeichen aus dem Lauenburger Land. Ausgewählte Predigten von Peter Godzik, Rosengarten b. Hamburg: Steinmann 2008, S. 44 ff.

Leitbilder²

Überall sind sie im Gange: Leitbildprozesse. Vereine und Verbände, Firmen, Einrichtungen und Institutionen möchten ihr Handeln an Visionen, Leitbildern, großen und kleinen Zielen ausrichten und so für die Menschen erkennbar und effektiv werden. Mitten im Umgestaltungsprozess unserer Kirche und unserer Gemeinden werden wir gefragt: Was wollt ihr? Worauf soll das Ganze hinauslaufen?

Leitbilder begleiten die Kirche seit ihren Anfängen: Da ist der Fisch, in dem sich ein Bekenntnis zu Jesus Christus verbirgt. Er prangt wieder auf vielen Autos. Da ist das Kreuz, den einen Ärgernis, den anderen Torheit, das unverkennbar christlichen Glauben signalisiert. Viele tragen es als Schmuck um den Hals. Da sind auch noch Kerzen, Krippe, Stern, leeres Grab, Krone, Taube, drei Ringe, Schiff, Ähre, Brot, Kelch und Licht: lauter Symbole, die uns in unterschiedlichen Farben durch das Jahr begleiten.

Ist das schon Leitbild genug? Fehlt da nicht Inhalts- und Zielangabe? Martyria, Leiturgia, Koinonia und Diakonia – Zeugnis, Dienst, Gemeinschaft und Fürsorge: Das sind die prägenden Kennzeichen der Kirche von Anfang an. Und heutzutage fügen wir hinzu: Ökumenische Gemeinschaft und weltweiten Einsatz für Gerechtigkeit, Frieden und Bewahrung der Schöpfung.

Wer oder was leitet uns? In der alten Reichskrone war der „Waise“ der Fürsten Leite-Stern. Er symbolisierte Christus, umgeben von zwölf Stämmen und zwölf Aposteln. Dieses „Leitbild“ liegt heute im Museum in Wien. Leitbilder sind gekommen und gegangen. Es kommt darauf an, die gegenwärtigen zu entdecken.

Leitbildprozesse wollen vergegenwärtigen, was uns gegenwärtig wichtig ist und noch weiter leiten wird in eine offene Zukunft.

Früher hießen Leit-Lieder „Ein feste Burg ist unser Gott“ (1529), „Mir nach, spricht Christus, unser Held“ (1668), „Jesu, geh voran“ (1753), „Ewig steht fest der Kirche Haus“ (1837), „Herr, wir stehen Hand in Hand“ (1932) und „Ein Schiff, das sich Gemeinde nennt (1963). So singen wir gelegentlich auch heute noch. Aber neue Lieder leiten und begleiten uns: „Vertraut den neuen Wegen“ (1989) und „Komm, Herr, segne uns“ (1978). Wir sind unterwegs als Kirche und Gemeinde in der Zeit: „Die Tore stehen offen. Das Land ist hell und weit.“

² Kommentar in der Nordelbischen Kirchenzeitung Nr. 36 vom 31. August 2003, S. 6: „Kirche im Lauenburgischen“.

Den richtigen Faden in die Hand nehmen³

Meinem Bericht zu Beginn dieser Themensynode stelle ich ein Gedicht von Peter Klever voran, das mir die Mitarbeitervertretung zu Beginn meiner Amtszeit als Propst dieses Kirchenkreises geschenkt hat – wohl auch deswegen, weil der polnische Name „Godzik“ auf Deutsch „verknüpfen, verbinden“ heißt:

den
richtigen faden
in die hand nehmen
das nötige verknüpfen
dafür sorgen
dass
das miteinander
ein gutes profil bekommt

Darum geht es heute, wenn wir die Zukunft des Kirchenkreises Herzogtum Lauenburg in den Blick nehmen.

Zur Vorgeschichte dieser Themensynode

Es war zunächst daran gedacht, den Strukturausschuss mit der Vorbereitung der Themensynode zu beauftragen. Dann traf sich jedoch Ende Februar 1999 ein kleiner Vorbereitungsausschuss aus Mitgliedern des KKV, des Strukturausschusses, des Kirchenkreisamtes und des Präsidiums der Kirchenkreissynode, um die Struktur und die Arbeitsweise der Themensynode festzulegen.

Den Kirchenkreissynodalen wurden daraufhin zwei Broschüren zur Vorbereitung und Anregung für unsere Themensynode übersandt, nämlich die Erklärung der NEK-Synode vom 7. Juni 1997 „Zukunft der Kirche – Kirche mit Zukunft“ und die im Januar 1998 vom Kirchenamt der EKD herausgegebenen Leitlinien künftiger kirchlicher Arbeit in Ostdeutschland unter dem Titel „Kirche mit Hoffnung“.

Der von mir gemachte Vorschlag, sich in mehreren Arbeitsgruppen mit den von der Perspektivkommission der Evangelischen Kirche in Hessen und Nassau (EKHN) im Jahr 1993 veröffentlichten „Leitsätzen zur Gestalt der Kirche“⁴ in modifizierter Form auseinanderzusetzen, wurde bei einer Vorbesprechung der in Aussicht genommenen Einbringer und Moderatoren Ende März 1999 kritisiert. Die hessen-nassauischen Thesen wurden als zu allgemein empfunden, und es wurde die Befürchtung geäußert, diese „an sich richtigen“ Thesen könnten als Ablenkung von dem eigentlichen Entwicklungs- und Entscheidungsprozess im Kirchenkreis Herzogtum Lauenburg verstanden werden. Die Vorbereitungsgruppe schlug daraufhin vor, der Propst und Vorsitzende des Lauenburgischen Kirchenkreisvorstandes möge einen Vortrag über die Zukunft des Kirchenkreises Herzogtum Lauenburg aus seiner Sicht halten, Visionen wagen, Vorschläge unterbreiten und zur Aussprache in der Kirchenkreissynode stellen. Nach einigem Zögern habe ich mich dieser Zumutung gestellt – wohl wissend, was für

³ Bericht zu Beginn der Themensynode „Die Zukunft des Kirchenkreises Herzogtum Lauenburg“ am 26. Mai 1999 im Petri-Forum zu Ratzeburg.

⁴ In: Person und Institution. Volkskirche auf dem Weg in die Zukunft. Arbeitsergebnisse und Empfehlungen der Perspektivkommission der Evangelischen Kirche in Hessen und Nassau, Evangelischer Presseverband Frankfurt, 1993, S. 160 ff.

ein Risiko es darstellt, in einem gewachsenen Kirchenkreis nach knapp anderthalb Jahren der Verantwortung im Propstenamt eine Zukunftsvision zu wagen.

Ich unterziehe mich dieser Aufgabe, weil Sie mir damit ein großes Vertrauen entgegenbringen, Führungskraft zutrauen, wichtige Informationen über Ihre Strukturüberlegungen in den Kirchengemeinden haben zukommen lassen und weil der KKV zwischenzeitlich (Mitte März 1999) eine Klausurtagung zum Thema „Zukunft des Kirchenkreises“ im Ansverushaus in Aumühle/Wohltorf durchgeführt hat und Hauptpastor Dr. Lutz Mohaupt Mitte Februar 1999 im Petri-Forum in Ratzeburg einen interessanten Vortrag zum Thema „Hinkehr zu den Menschen – Zukunftsperspektiven unserer Kirche“ gehalten hat. In meinen sich nun anschließenden Ausführungen beziehe ich mich auf all diese vorbereitenden Überlegungen in den verschiedenen Gruppen und Gremien unseres Kirchenkreises.

Für die Vorbereitung der sieben Arbeitsgruppen lehne ich mich wieder an ausgewählte Thesen der Perspektivkommission der EKHN an, beziehe sie aber deutlicher als bisher auf konkrete Fragestellungen in unserem Kirchenkreis. Sie mögen beurteilen, ob das gelungen ist.

Für meinen Bericht habe ich außerdem Anregungen berücksichtigt, die ich bei verschiedenen Treffen des Pröpstekonventes für den Sprengel Holstein-Lübeck und beim Gesamtpröpstekonvent der NEK vermittelt bekommen habe. Dazu gehören u.a. die vorläufigen Ergebnisse des Workshops „Personalentwicklung“ der „Erweiterten Arbeitsgruppe Personalentwicklung im Gesamtkonvent der Pröpstinnen und Pröpste der NEK“ und die vorläufigen Ergebnisse der Unternehmensberatung Dr. Christian Lischke für die „Zukunft der Dienste und Werke der NEK“.

Sehr viel gelernt habe ich auch aus den Beiträgen „Kirche als Gemeinschaft – Überlegungen zur Zukunftsgestalt der Kirche“ von Prof. Dr. Christoph Schwöbel (Deutsches Pfarrerberblatt 2/97, S. 58-60), „Die Vision von Kirche“ von Landesbischof Ulrich Fischer (abgedruckt in der AEU-Veröffentlichung „Vom Nutzen des Marketing für die Kirche“, 1998), „Die Zukunft der Kirche“ von Bischof Prof. Dr. Wolfgang Huber (in seinem 1998 veröffentlichten Buch „Die Kirche in der Zeitenwende“, S. 223-265) und „Gemeinde als Lebensform“ von Rektor Dr. Jörn Halbe (in „Wege zum Menschen“ 8/98, S. 497-503).

1. Woher wir kommen

In der Präambel unserer Kirchenkreissatzung heißt es:

„Aus der Kirchengeschichte im lauenburgischen Land, die durch die ersten Missionare und getauften Christen um das Jahr 1000 begonnen hat, vertrauen die Gemeinden im Kirchenkreis Herzogtum Lauenburg für alle Zeiten der Verheißung des Herrn ihrer Kirche, der zugesagt hat: ‚Wo zwei oder drei versammelt sind in meinem Namen, da bin ich mitten unter ihnen‘ (Matth. 18,20). Gleichzeitig wissen sie sich selbst durch den Tauf- und Missionsbefehl des auferstandenen Christus in die Pflicht genommen: ‚Gehet hin und machet zu Jüngern alle Völker. Tauft sie auf den Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes und lehret sie halten alles, was ich euch befohlen habe. Und siehe, ich bin bei euch alle Tage bis an der Welt Ende!‘ (Matth. 28,19/20). Sie bitten Gott durch Jesus Christus um den Segen, alles Leben in ihrer Mitte im Glauben zu fördern und in seinem ewigen Reich zu vollenden.“

Der Ev.-Luth. Kirchenkreis Herzogtum Lauenburg ist mit der Entstehung der Nordelbischen Evangelisch-Lutherischen Kirche (NEK) im Jahre 1977 Nachfolger der Landessuperintendentur Lauenburg geworden. Er sieht es im Rahmen der Verfassung der Nordelbischen Evangelisch-Lutherischen Kirche und des Einführungsgesetzes zur Verfassung vom 12. Juni 1976 als

seine Aufgabe an, Kirche Jesu Christi in der Fortführung der Tradition der ehemals selbständigen Lauenburgischen Landeskirche zu sein und diese in den Gemeinden lebendig zu erhalten. Diese Tradition ist entscheidend durch den Bekenntnisstand bestimmt, wie er in der Lauenburgischen Kirchenordnung von 1585 festgelegt worden ist. Durch sie hat auch die Konkordienformel von 1577 im Kirchenkreis Herzogtum Lauenburg Geltung. Die Lauenburgische Kirchenkreissynode, der Lauenburgische Kirchenkreisvorstand und der Propst mit Amtssitz an der St. Petri-Kirche zu Ratzeburg wissen sich durch ihre geistlichen und kirchlichen Leitungsaufgaben darin in besonderer Verantwortung.

Zu diesen Aufgaben gehören:

- den lauenburgischen Bekenntnisstand bei der Besetzung der Pfarrstellen und im Pastorenkonvent durch Unterschrift und beim Einführungsgottesdienst vor der Gemeinde verpflichtend zur Kenntnis zu bringen;
- das Beachten der Kirchenordnung von 1585 in den bis heute gültigen Aussagen;
- die Assistenz der sieben dienstältesten Pastoren im Kirchenkreis bei der Einführung des Propsten;
- die eigengeordnete, der Lauenburgischen Kirchenkreissynode verantwortliche Missionsarbeit, zu deren Unterstützung jede lauenburgische Kirchengemeinde, jede Pastorin und jeder Pastor verpflichtet sind;
- die Lauenburgisch-Ratzeburgische Bibelgesellschaft;
- der Martin-Luther-Bund (Lauenburgischer Gotteskasten);
- die lauenburgischen Kapellengemeinden in Basedow, Fuhlenhagen, Grambek, Salem, Schnakenbek, Schmilau, Schretstaken, Talkau, Tramm und Witzeze in ihrer Eigenständigkeit zu fördern;
- das Patronatsrecht in der Beziehung zum Kreis Herzogtum Lauenburg durch die Patronatsvertreter in den Kapellen- und Kirchenvorständen, zu den Stadtpatronaten Ratzeburg und Mölln, und in der Beziehung zu den Privatpatronen in Basthorst, Gudow, Gülzow, Kogel und Wotersen zu erhalten;
- am lauenburgischen Talar als für die nordelbische Kirche anerkannte Amtstracht soweit wie möglich festzuhalten.

Für diese neun lauenburgischen Sondertraditionen ist der Kirchenkreis Herzogtum Lauenburg oft belächelt worden. Wir halten an ihnen nicht fest, weil wir hoffnungslos rückwärts gewandt und traditionsgebunden sind. Wir erkennen in unserem Erbe auch zukunftsweisende Aspekte, die wir verteidigen und neu zum Leuchten bringen wollen.

So könnte z.B. das Patronatsrecht als früher Vorläufer des Sponsoring verstanden werden. Auch in der Zukunft muss es uns gelingen, wohlhabende Gemeindeglieder zu einem besonderen Engagement in der Haushalterschaft an unseren Gemeinden zu bringen, indem sie bereit sind, finanzielle Mittel, Zeit und Gaben für die Gemeindearbeit zur Verfügung zu stellen.

Die eigene Bibelgesellschaft verweist auf die grundlegende Bedeutung der biblischen Botschaft auch für eine zukünftige Kirche. Gerade in einer Zeit, in der die Kenntnis des Bibelbuches erschreckend nachlässt, wird es zunehmend wichtig sein, durch bibelpädagogische Aktivitäten die Menschen mit dem grundlegenden Schatz ihrer Geschichte und Kultur vertraut zu machen.

Der Martin-Luther-Bund (Lauenburgischer Gotteskasten) macht deutlich, dass Verkündigung ohne diakonische Verantwortung für die Geschwister im Glauben und ohne Bereitschaft zum Teilen nicht möglich ist. Er steht stellvertretend für die zahlreichen diakonischen Aktivitäten,

die das Leben unserer Kirchengemeinden auch in der Wahrnehmung öffentlicher Aufgaben z.B. im Bereich der Kindergärten und Diakonie-Sozialstationen auszeichnet.

Die eigeordnete lauenburgische Missionsarbeit hält uns in lebendiger Verbindung mit den Erfahrungen junger Kirchen in der ganzen Welt. Missionsarbeit unter den Bedingungen der heutigen Zeit bedeutet gerade nicht „eine Einbahnstraße zur Übermittlung unserer Glaubens- und Wertvorstellungen“, sondern eine partnerschaftliche Verbindung, die im wechselseitigen Geben und Nehmen darauf aus ist, vom anderen zu lernen und im Glauben und in der Liebe zu wachsen.

Die lauenburgische Kirchenordnung von 1585 ist zwar in einer altertümlichen Sprache verfasst und heute nur noch in moderner Übertragung und mit Erläuterungen zu verstehen. Sie enthält aber Hinweise für das Verhalten von Kirchenvorständen und Pastoren, die auch heute noch beherzigenswert sind. Sie rät zum Frieden und zur Auferbauung untereinander, sie gibt Empfehlungen für eine „übereinstimmende Kirchenleitung“, die wir nicht verachten, sondern uns neu erschließen sollten.

Das Tedeum als im Lauenburgischen geltendes Bekenntnis verweist uns darauf, dass der gelebte Glaube und Lobgesang im Gottesdienst (lex orandi) die Grundstruktur unseres Glaubens und unserer theologischen Lehre (lex credendi) ist. Wir glauben nichts anderes als das, was wir singen, beten und in der Nächstenliebe leben. Die Menschen, die uns nach unserem Glauben fragen, sollen es spüren und verstehen an dem, was wir von Herzen in der Gemeinschaft bekennen und leben.

Das Tedeum macht uns auch deutlich, dass wir angesichts unserer Sünden und Missetaten allein von der Liebe und Barmherzigkeit Gottes leben, so wie Luther es im Großen Katechismus von 1529 einmal ausgedrückt hat:

Darum ist alles in der Christenheit dazu bestimmt, dass man da täglich durch Wort und Zeichen lauter Vergebung der Sünden hole, um unser Gewissen zu trösten und aufzurichten, solange wir hier leben. So macht es der Heilige Geist, dass, obgleich wir Sünde haben, sie uns doch nicht schaden kann. Denn wir leben in der Christenheit, in der lauter Vergebung der Sünden ist, in dem doppelten Sinn, dass uns Gott vergibt, und dass wir uns untereinander vergeben, tragen und aufhelfen.⁵

Die neben dem Augsburgischen Bekenntnis von 1530 im Lauenburgischen geltende Konkordienformel von 1577 lehrt uns, dass der Glaube nicht ein für allemal in einer bestimmten Formel beschrieben und festgelegt werden kann. Auf dem Hintergrund von Bibel und altkirchlichen Bekenntnissen müssen wir jeweils neu auf die Herausforderungen und Streitfragen der Zeit reagieren und unseren apostolischen Glauben in Gemeinschaft mit den anderen christlichen Geschwistern und im Hören auf sie in der Welt zum Ausdruck bringen.

Kleiderfragen und Ordnungsfragen können jeweils neu geregelt werden; sie binden uns nicht für alle Zeiten. Aber im Respekt vor überkommenen Traditionen und in der Anerkennung z.B. der selbständigen Kapellengemeinden im Lauenburgischen Land kommt auch zum Ausdruck, dass wir nur weitergeben, was wir empfangen haben: „Wir sind es doch nicht, die da die Kirche erhalten könnten. Unsere Vorfahren sind es auch nicht gewesen. Unsere Nachkommen werden's auch nicht sein, sondern der ist's gewesen, ist's noch und wird's sein, der da sagt: Ich bin bei euch alle Tage bis an der Welt Ende“ (Martin Luther).

⁵ Unser Glaube. Die Bekenntnisschriften der evangelisch-lutherischen Kirche, Nr. 747, Gütersloh³1991.

2. Entwicklungen

Im Blick auf verschiedene Indikatoren der kirchlichen Entwicklung müssen wir wohl zugeben: Am Ende des 20. Jahrhunderts befindet sich unsere evangelische Kirche in einer tiefgreifenden Krise – Prof. Schwöbel nennt fünf Krisenphänomene (die Mitgliederkrise, die Finanzkrise, die Strukturkrise, die Orientierungskrise und die Krise des Krisenmanagements) und Bischof Huber fügt zwei weitere hinzu (die Mitarbeiterkrise und die Vereinigungskrise) – und daraus folgend in einer sie herausfordernden Umbruchsituation mit offenem Ausgang. Nicht nur in der Gesellschaft, auch innerhalb der evangelischen Kirche lockern sich die Bindungen. Viele Menschen fühlen sich durch die Kirche nicht mehr vertreten und als lebendige Gemeinschaft angesprochen; Kirche ist für viele zur bürokratischen Amtskirche geworden.

Um der Gefahr zu begegnen, dass die Institution Kirche nur noch in reinen Verwaltungsvollzügen und in leerer Betriebsamkeit erstarrt, muss und soll ein Reformprozess begonnen werden, der die Kirche von Grund auf neu belebt. Der Kirchenkreisvorstand und der Strukturausschuss des Ev.-Luth. Kirchenkreises Herzogtum Lauenburg haben diese Herausforderung erkannt und nehmen sie an.

Der Kirchenkreisvorstand und der Strukturausschuss wagen Visionen für eine Kirche mit Zukunft, leiten Handlungsschritte ein für den Beginn eines Reformprozesses und wollen so auf allen Ebenen eine vertiefte Auseinandersetzung mit den Grundfragen und -orientierungen von Glauben und Leben auf der Basis von Schrift und Bekenntnis fördern.

Im innerkirchlichen Miteinander wie im Gegenüber zur Öffentlichkeit ist deutlich zu machen:

- Die Kirche ist eine über die Gegenwart hinausreichende Institution der Seelsorge und der Leibsorge, der Spiritualität und der Sozialität. Sie ist Lern- und Gestaltungsgemeinschaft in allen Lebensbereichen.
- Kirche hat ihre immer noch wichtigen Rechte und ihren Einfluss um Gottes und der Menschen willen einzusetzen. Sie ist kein profitorientiertes Wirtschaftsunternehmen. Ihre Pfunde, mit denen wir auch im Kirchenkreis wuchern, heißen: ermutigende Verkündigung, Spiritualität und Seelsorge, soziale Verantwortung und öffentliche Gewissensschärfung, vertrauensvolle Zusammenarbeit zwischen Ehren- und Hauptamtlichen sowie Transparenz von Entscheidungen.⁶

Angesichts des großen Schatzes, der uns anvertraut ist, erklären wir, gestützt auf Bibel und Bekenntnis:

- Der ev.-luth. Kirchenkreis Herzogtum Lauenburg wird im Hören auf Gottes Wort ein Kirchenkreis sein, „der geistlich gegründet, seelsorgerlich zugewandt und diakonisch ausstrahlend ist und darin seinen missionarischen Auftrag verwirklicht“ (Peter Godzik) – ein Haus aus lebendigen Steinen: „geschwisterlich nach innen und menschenfreundlich nach außen“ (Martin Bogdan).

In und mit den großen gesellschaftlichen Umbrüchen zur Jahrtausendwende leben unsere nordelbische Kirche und unser Kirchenkreis. Sie werden lebendig bleiben und Zukunft haben, wenn sie bereit sind, diese Veränderungen mitzugestalten – wenn sie immer mehr „Kirche für die Menschen in einer sich wandelnden Welt“ werden.

Die Erfahrungen der Menschen – der Kinder, der Jugendlichen, der Frauen und der Männer aller Lebensphasen – müssen ihren Platz in unserer Kirche haben. Dazu muss die Kirche nicht

⁶ Leicht verändert übernommen aus: Synode der NEK, Zukunft der Kirche – Kirche mit Zukunft, 1997, S. 2 und 6.

nur all ihre Fenster und Türen öffnen, sondern sich auf den Weg machen, auf den Markt gehen, hinhören, hinschauen. Dann wird sie mitleben und mitleiden, so wie Jesus mit seinen Jüngerinnen und Jüngern in die Welt aufbrach und dort zu den Menschen sprach, wo sie lebten, glaubten, sich stritten und sich versöhnten, feierten und arbeiteten.

Gleichwie sich die Gesellschaft in einem weitreichenden Veränderungsprozess befindet, so müssen sich auch unsere nordelbische Kirche und unser Kirchenkreis wandeln – aber nicht neben und abgespalten von der Gesellschaft, sondern mitten in ihr und mit ihr.

- Eine Kirche, die ihre Theologie und Verkündigung gründet auf die biblische Botschaft, kann gar nicht anders, als diese in Beziehung zu den Erfahrungen der Menschen in ihren konkreten Lebensbezügen dialogisch zu entwickeln.

Unsere nordelbische Kirche und unser Kirchenkreis sollten deshalb erfahrbar werden als

- Orte der Orientierung, an dem aus dem christlichen Glauben heraus das Fragen nach Sinn und Ziel des menschlichen Lebens und des Lebens der Gesellschaft wachgehalten wird;
- Orte der Wahrheit und der realistischen Sicht des Menschen, wo Ängste, Versagen und Schuld nicht vertuscht werden müssen, weil um Christi willen immer wieder Vergebung und Neuanfang geschehen;
- Orte der Umkehr und Erneuerung, an dem Menschen sich verändern, auf ihre Mitmenschen und ihre Nöte aufmerksam werden und alte Verhaltensweisen ablegen;
- Orte der Solidarität und Nächstenliebe, an dem untereinander und für andere die je eigene Verantwortung bejaht und praktiziert wird;
- Orte der Freiheit, an dem erfahren werden kann, dass Freiheit und Bindung, Selbstentfaltung und Verbindlichkeit nicht Gegensätze sind, sondern sich gegenseitig bedingen und genau dieser wechselseitige Bezug für ein gelingendes Leben wichtig ist;
- Orte der Hoffnung, an dem Perspektiven gesucht werden für eine sinnvolle Gestaltung des gesellschaftlichen Zusammenlebens und an dem bei dieser Suche der Blick über das Heute hinaus geöffnet wird.⁷

3. Konkrete Herausforderungen für den Kirchenkreis in den nächsten 5 Jahren

Ich bringe an dieser Stelle nun sieben Zukunftsperspektiven für den Kirchenkreis Herzogtum Lauenburg ein, die von Ihnen in den jeweiligen Arbeitsgruppen bearbeitet und bedacht, ergänzt und korrigiert werden sollen:

1. Ein neues Verständnis der Gemeinden als Beteiligungsgemeinden

Der Strukturausschuss hat es in seiner Vorlage so formuliert: „Eine überzeugende Kirche der Zukunft, die mit sehr viel weniger bezahlten Kräften auskommen muss, müsste eine Gemeinschaft ‚mündiger Christen‘ sein, die ihre Kirche verantwortlich mitgestalten und nicht mehr alles von ihren hauptamtlichen Mitarbeitern (in erster Linie PastorInnen) erwarten können.“

Die entscheidende Frage an die Verantwortlichen in den Gemeinden lautet also: Können Sie sich Ihre Kirchengemeinde auch ohne hauptamtliche Pastorinnen und Pastoren vorstellen, wie das häufig in den weiträumigen und ärmeren Kirchen der Welt der Fall ist? Auf welche Aufgaben würden Sie sich konzentrieren und versuchen, sie durch ehrenamtliche Kräfte wahrzunehmen? Wenn dann eine Pastorin oder ein

⁷ Aus: Für eine Zukunft in Solidarität und Gerechtigkeit. Wort des Rates der EKD und der Deutschen Bischofskonferenz zur wirtschaftlichen und sozialen Lage in Deutschland, 1997, S. 102-103.

Pastor ganz oder teilweise zur Verfügung stünde, welche Aufgaben würden Sie ihr oder ihm zuallererst übertragen, welche könnten Sie (wenigstens eine Zeitlang) auch weiterhin ehrenamtlich übernehmen?

„Eine Leitlinie für die kommenden Jahre sollte sein, dass kirchliche Arbeit vorrangig auf eine ‚Beteiligungskirche‘ ausgerichtet ist. Damit ist gemeint, dass die Kirche zunehmend daran erkennbar wird, dass ihre Arbeit von ihren Mitgliedern getragen wird. Beteiligung ist ein partizipatorisches Geschehen. Es gründet in der Überzeugung, dass die, die teilhaben am Reich Gottes, sich auch am Dienst ihrer Kirche beteiligen werden.“⁸

2. *Ein neues Verständnis des Mitgliedschaftsrechts in der Kirche*

Jahrhundertlang war es so, dass man in die Kirche hineingeboren wurde. Man war evangelisch oder katholisch, wie es die Eltern und Großeltern waren. Damit werden wir in Zukunft auch im Kirchenkreis Herzogtum Lauenburg so nicht mehr rechnen können. Die anhaltende Austrittsbewegung (auch wenn sie sich inzwischen ein wenig beruhigt hat) ist ein alarmierendes Signal für diese Entwicklung.

Im Zuge des „Individualisierungsschubs“ hat sich im Einzelverhalten ein grundlegender Wandel vollzogen, der auch die Mitgliedschaft in der Kirche bestimmt. Zuge schriebene Verhaltensmuster werden durch selbstgewählte Verhaltensweisen und Rollen ersetzt. Die Zugehörigkeit zur Kirche wird zunehmend zu einem Akt persönlich motivierter Entscheidung werden.

Was heißt das? Wir müssen als Kirche, als Gemeinde, als Träger gemeindeübergreifender Dienste und Anbieter von Veranstaltungen dem Differenzierungs- und Individualisierungsschub in der Gesellschaft Rechnung tragen, auch den hierauf bezogenen Veränderungen in den typischen Stufen des Lebenslaufs. Der Fortbestand der Volkskirche wird wesentlich davon abhängen, dass wir Menschen zur Teilnahme am Leben der Kirche und auch zur Mitgliedschaft gewinnen und motivieren lernen. Es geht um die Fähigkeit zu einem einladenden und werbenden Handeln, das freiwillige und selbstbestimmte Zustimmung weckt. Und wenn es zutrifft, dass die bisherigen „Zubringerdienste“ zur Kirche versagen, dann werden wir dafür ein hohes Maß an Initiative entwickeln müssen.

3. *Ein neues Verständnis der Rolle der Pfarrerinnen und Pfarrer als Ermöglicherinnen und Ermöglicher gelingender Gemeindestrukturen bei gleichzeitiger Konzentration auf ihre Primäraufgaben*

Der Strukturausschuss hat es in seiner Vorlage so formuliert: „Bei den unvermeidlichen Einschränkungen der Pfarrstellen sind allerdings Entscheidungen über die Kernaufgaben, die von einer halben oder dreiviertel Pfarrstelle zu leisten sind, unumgänglich. Die Gemeinden müssen sich konsequenterweise von der Erwartung einer Totalpräsenz der Pfarrer verabschieden. ... In diesem Zusammenhang wurde deutlich, dass angesichts der zunehmenden Praxis eingeschränkter Dienstverhältnisse über eine mögliche Aufgabenbeschränkung dieser reduzierten Stellen nachgedacht werden muss. Das wiederum ist nur sinnvoll im Rahmen einer Zieldefinition für die ‚Kirche von morgen‘. ...“

⁸ Kirche mit Hoffnung – Leitlinien künftiger kirchlicher Arbeit in Ostdeutschland, 1998, S. 50; siehe auch den ganzen Abschnitt S. 28-46.

Deutlich ist, dass das ‚Pfarrerbild der Zukunft‘ vom Bild von der ‚Kirche der Zukunft‘ nicht zu trennen ist. Um Wege zur ‚Kirche der Zukunft‘ zu zeigen, wird an Projekte des Gemeindeaufbaus erinnert. Ein Patentrezept für die permanente Erneuerung der Kirche gibt es nicht. Die belebende Wirkung der genannten Projekte für die Gemeinden sollte aber nicht unterschätzt werden. Angedacht wurde eine institutionalisierte ‚Motivationsinstanz‘ für die Erneuerung der Gemeinden auf Kirchenkreisebene (möglicherweise ein jährlicher Pastorenkonvent zum Thema). Der regelmäßige Austausch von Erfahrungen mit solchen Projekten, Informationen und Anregungen könnten allen Gemeinden zugutekommen.“

Bei einem PzA-Konvent Anfang Februar 1999 wurde ebenfalls über die zeitliche Belastung in den Teilzeitpfarrstellen diskutiert. Dabei habe ich das Modell der Unterscheidung zwischen Arbeitszeit, Sozialzeit und Freizeit eingebracht und deutlich zu machen versucht, dass die der Gemeinschaft zugutekommende „Sozialzeit“ zu den Grundbedingungen erfüllter menschlicher Existenz gehört (vgl. auch Albert Schweitzers Plädoyer für ein Ehrenamt). Die überdurchschnittlichen Dienstzeiten in einer vollen Pfarrstelle erklären sich auch aus der Bereitschaft, einen Teil der üblichen „Sozialzeit“ in die berufliche Aufgabe vor Ort zu investieren.

Bei Teilzeitpfarrstellen ergibt sich nun das Phänomen, dass der Erwartungsdruck hinsichtlich der Einbringung von „Sozialzeit“ größer wird, es sei denn, es liegt eine anderweitige berufliche Verpflichtung vor. Dieser Tatsache müssen sich alle stellen, die Teilzeitpfarrstellen annehmen (müssen). Den jeweiligen Kirchenvorständen ist klarzumachen, was durch Arbeitszeit verpflichtend abgedeckt werden muss und was durch „Sozialzeit“ freiwillig geleistet werden kann. Trotz dieser an sich realistischen Unterscheidung (gerade die Ehrenamtlichen bringen ständig „Sozialzeit“ ein) bleibt es problematisch, Arbeitszeit und Sozialzeit auf derselben Stelle miteinander zu verbinden, weil häufig die notwendigen Grenzziehungen verwischt werden. Die Unterscheidung zwischen pflichtgemäß einzubringender Arbeitszeit und freiwillig geleisteter Sozialzeit könnte in einer Dienstvereinbarung festgelegt werden und hätte auch Folgen für die Dienstaufsicht.

4. *Ein neues Verständnis vom Zusammenwirken der haupt- und ehrenamtlichen Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter in den Kirchengemeinden*

Die Finanzkrise unserer nordelbischen Kirche und unseres Kirchenkreises bewirkt auch eine Mitarbeiterkrise. Der bisherige Umfang bezahlter beruflicher Arbeit in der Kirche lässt sich so nicht aufrecht erhalten.

Dabei ist zu beachten, dass es refinanzierte Bereiche kirchlicher Arbeit auch bei uns im Kirchenkreis gibt, die von der Finanzkrise nicht oder nicht in vollem Umfang betroffen sind, wie z.B. Friedhöfe, Diakonie-Sozialstationen, Kindergärten und Beratungsstellen. In diesen Bereichen kann es bei verstärkter Nachfrage durchaus zu Stellerweiterungen kommen, sofern sie für den Haushalt der Kirchengemeinde kostenneutral bleiben.

Nur ein geringer Teil der Mitarbeiterschaft ist direkt abhängig von den zurückgehenden Kirchensteuermitteln (z.B. Küster, Hausmeister, Kirchenmusiker, Diakone, Gemeindepädagogen, Sekretärinnen, Reinigungskräfte). Ein damit zusammenhängendes Problem ist die Tatsache, dass die Mehrheit der ungefährdeten MitarbeiterInnen auf den verschiedenen Ebenen der Vertretung von Mitarbeiterinteressen die Mehrheit

haben, was ein Mitdenken und Mitberaten sowie eine Konzentration auf die Probleme der gefährdeten Mitarbeiterplätze erschwert.

In unserem Kirchenkreis und seinen Kirchengemeinden lässt sich der finanziell notwendig werdende Abbau der Mitarbeiterschaft über einen längeren Zeitraum strecken. Doch auch wenn er mit den Mitteln der „natürlichen Fluktuation“ – also durch den Eintritt in den Ruhestand oder den Wechsel des Arbeitsplatzes – bewerkstelligt werden kann, bleibt es beschwerlich, dass künftig berufliche Arbeit in der Kirche nur noch in deutlich geringerem Umfang als in den zurückliegenden Jahrzehnten möglich sein wird. Das beeinträchtigt die Motivation der Mitarbeiterschaft und die Arbeitsatmosphäre. Dass man in der Kirche um knappe Arbeitsplätze konkurriert, ist mit der Tradition kirchlicher Berufe und dem Selbstverständnis der Mitarbeiterschaft nur schwer vereinbar. Die Auseinandersetzung mit diesen neuen Gegebenheiten verursacht entsprechend große Irritationen.

Insgesamt ist es wichtig, dass sich die hauptamtlichen MitarbeiterInnen mit der Sache der Kirche identifizieren und so zu einer klaren „corporate identity“ beitragen. Fehlendes Verständnis und Sprachfähigkeit im Glauben müssen durch gezielte Fortbildungsmaßnahmen überwunden werden.

Der Kirchenkreis Herzogtum Lauenburg setzt sich für eine Korrektur des nordelbischen Mitarbeitervertretungsrechts ein, das über die Bestimmungen des entsprechenden EKD-Rechts hinaus die Bildung von gemeinsamen Mitarbeitervertretungen auf Kirchenkreisebene mit den damit verbundenen hohen Freistellungen zur Pflicht macht.

Der Kirchenkreis Herzogtum Lauenburg gibt dem Verband der kirchlichen und diakonischen Anstellungsträger (VKDA) zu bedenken, ob nicht die Flächentarifverträge durch flexiblere Lösungen ersetzt werden können. Insgesamt plädiert er für ein Absenken des hohen Anspruchsniveaus, wie es durch einfache nordelbische Synodalbeschlüsse für die Pastorenschaft bereits möglich geworden ist.

Für die derzeit gültige Tarifregelung, dass nur Mitglieder der nordelbischen Kirche oder einer der Gliedkirchen der EKD als kirchliche MitarbeiterInnen angestellt werden können, sollten Ausnahmen im Sinne der ACK-Klausel in begründeten Einzelfällen zugelassen werden. Ich verstehe den § 8 Abs. 1 Satz 4 KAT inzwischen so, dass Ausnahmeregelungen auch jetzt schon möglich sind.

5. *Ein neues Verständnis der Leitungs- und Verwaltungsaufgaben im Kirchenkreis*

„Die Verwaltung der Kirche dient dem Zweck, die äußeren Bedingungen für die gelingende Gestaltung des Gemeinschaftslebens der Kirche zu gewährleisten, die sich an den durch die Kirchenleitung zu pflegenden inneren Bedingungen der Gestaltung der Kirche ausrichten sollen. Ist die Verwaltung der Kirche so dem Leben der Kirche als Gemeinschaft zugeordnet, ergibt sich, dass die Verwaltung der Kirche so gestaltet werden muss, dass sie eine streng begrenzte Rolle im Leben der Kirche spielt. Überall, wo die Verwaltungsarbeit so zunimmt, dass sie Zeit und Energie von den Lebensfunktionen der Kirche abzieht, deren gelingende Gestaltung sie gewährleisten sollte, liegt ein Fehler im System.“ (Christoph Schwöbel)

Häufig und keineswegs grundlos wird festgestellt, der Kirche fehle es an einem professionellen Krisenmanagement; ein erheblicher Teil der Krisenphänomene ließe sich bei entsprechend kompetentem Management zumindest mildern. Die eingespielten

Handlungsmuster kirchlicher Verwaltungen, die hochgradiger Verrechtlichung aller kirchlichen Entscheidungen, die Umständlichkeit kirchlicher Gesetzgebungsverfahren (von denen wir heute noch eine Kostprobe bekommen werden) machen den Umgang mit Krisen ungewöhnlich schwierig. Die bisherige Bindung der kirchlichen Finanzsysteme an die kameralistische Tradition erschwert die flexible Reaktion auf den Wechsel finanzieller Bedingungen. Besonders gravierend ist der weitgehende Verzicht auf moderne Formen der Personalführung und der Personalbeurteilung auch bei uns im Kirchenkreis. Auf die Anerkennung von Leistungen wird bisher ebenso weitgehend verzichtet wie auf die Feststellung von Leistungsmängeln. Die Praxis der „Visitation“ gleicht diesen Mangel keineswegs aus; andere Formen der Personalbeurteilung werden erst neuerdings erprobt und eingeführt (z.B. bei der Beurteilung der PastorInnen am Ende ihrer PzA-Zeit).

6. *Ein neuer Umgang mit den uns anvertrauten Pfunden (Finanzen und Bauten)*

Der finanzielle Handlungsspielraum der Kirche ist eng geworden. Das Bemühen, in möglichst vielen Lebensbereichen der Gesellschaft präsent zu sein (Kindergärten, Sozialstationen, Suchtberatung, Spezialseelsorge, Aussiedlerarbeit usw.) hat zu ständig zunehmenden Belastungen geführt. Neue Aufgaben wurden aufgesattelt, ohne dass anderes dafür entfiel.

Ein besonderer Kostendruck geht dabei von den steigenden Besoldungs- und Personalkosten sowie Ausgaben aufgrund neuer oder geänderter Kirchengesetze (MAV, Zwangsumlagen u.a.) aus. 1997 betrug der Anteil der Besoldungs- und Personalkosten aufwendungen im Kirchenkreishaushalt brutto 5.003.810,21 DM. 1998 lag diese Summe bei 5.178.700 DM, und in 1999 ist eine Summe von rd. 5.329.300 DM zu finanzieren. Das macht einen Anteil an den Kirchensteuereinnahmen von rd. 43 % aus.

Die wichtigste Finanzierungsgrundlage für den Kirchenkreis Herzogtum Lauenburg und seine Kirchengemeinden sind die von den Mitgliedern unserer Kirche aufgebrauchten Kirchensteuern.

Der hohe Anteil der Kirchensteuern bei den Einnahmen macht die positive Wirkung des bisherigen Kirchensteuersystems deutlich. Darauf wird aber nicht unverändert für alle Zeiten zu bauen sein.

Gefährdungen des gegenwärtigen Kirchensteuersystems liegen:

- im Trend staatlicher Fiskalpolitik, die direkten Steuern verstärkt auf indirekte Steuern zu verlagern;
- in der zu erwartenden Harmonisierung der nationalen Steuer- und Finanzpolitik im Rahmen der EG mit möglichen Auswirkungen auf die Kirchensteuer;
- in der ungünstigen Altersstruktur der Kirchenmitglieder, verstärkt durch Geburtenrückgang und Austrittsbewegung.

Im Gespräch ist derzeit die Umstellung der Kirchensteuer-Bemessungsgrundlage von der Lohn- und Einkommenssteuer auf das Brutto-Einkommen.

Die zurückliegenden Jahrzehnte sind von einer regen Bautätigkeit bestimmt gewesen. Zurückzuführen war diese Bautätigkeit auf die immens angestiegene Gemeindegliederzahl durch die Vertriebenen und Ausgebombten nach dem 2. Weltkrieg wie auch durch die Landflucht aus den benachbarten Großstädten. Inzwischen ist die Zahl der Gemeindeglieder zurückgegangen bzw. ist der Anteil der ev. Gemeindeglieder an der Gesamtbevölkerung gesunken. Trotzdem nehmen die nicht der Kirche Angehörigen

oftmals selbstverständlich an Gottesdiensten, Amtshandlungen und Veranstaltungen der Kirchengemeinden teil. Räume werden also nach wie vor gebraucht.

Die Bautätigkeit einer Gemeinde bzw. der Umgang einer Gemeinde mit ihren Räumen sagt auch immer etwas über das Leben und die Aktivitäten aus. Wenig genutzte, ungepflegte und schlecht ausgestattete Gebäude zeigen an, dass in der Gemeinde der rechte Umgang mit den Liegenschaften nicht genügend wahrgenommen wird oder das gemeindliche Leben wenig Ausstrahlung hat.

Die Entwicklung der Kirche und die knapper werdenden Ressourcen gebieten deshalb mehr denn je eine Überprüfung des Gebäudebestandes, eine kritische Prüfung des Baubedarfs wie auch der Baufolgelasten und der Folgekosten aus der Nutzung und der Bewirtschaftung.

Es sind nicht nur die Aufwendungen für die Unterhaltung, Sanierung und Renovierung erheblich gestiegen, sondern auch die Personalkosten für die notwendigen Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen in und um die Gebäude binden erhebliche Haushaltsmittel und zehren freie Mittel immer mehr auf.

7. Neue Wege zur kompetenten Kommunikation der eigenen Botschaft.

So sehr das kirchliche Krisenmanagement der Verbesserung bedarf, so verfehlt wäre es, das Grundproblem damit als gelöst anzusehen. Die Krise der Kirche (auch der nordelbischen Kirche und des Kirchenkreises Herzogtum Lauenburg) ist im Kern eine Orientierungskrise.

„Wie wird der Auftrag der Kirche zeitgemäß wahrgenommen? Die Antworten auf diese Frage schwanken häufig zwischen ‚Widerstand und Ergebung‘ gegenüber dem Geist der Zeit, zwischen Eigenständigkeit und Anpassung im Blick auf den Wandel gesellschaftlicher Strukturen, zwischen Modernisierung und Traditionsbestimmtheit der kirchlichen Botschaft. Wie die Kirche als ‚alte Institution‘ die Fragen heutiger Menschen beantwortet, wie sie ein Ort wird, an dem Menschen aller Generationen bei ihrer Suche nach Sinn einen festen Halt finden, wie ihr helfendes Handeln und ihr Beitrag zum Bildungsgeschehen sich so gestalten lassen, dass auch die Glaubensbotschaft die Menschen erreicht – dies erweist sich als die Schlüsselfrage in der gegenwärtigen Krise. ...

Antworten auf solche Fragen lassen sich nur finden, wenn die für die Kirche Verantwortlichen dem Geist der Resignation wirksam entgegentreten. Dazu brauchen sie sich nicht auf ihre eigene ‚Kompetenz‘ zu berufen; sondern dazu verhilft der Geist, der in der Kirche über alle Wandlungen ihres äußeren Bildes hinweg und trotz aller Zwiespältigkeiten ihres Handelns lebendig bleibt. Von ihm heißt es im Neuen Testament: ‚Gott hat uns nicht gegeben den Geist der Furcht, sondern der Kraft und der Liebe und der Besonnenheit‘ (2. Tim 1,7). Wege aus der Krise lassen sich nur finden, wenn die Gewissheit leitend ist, dass die Strukturen der Kirche in all ihrer Fragwürdigkeit und Verbesserungsbedürftigkeit Mittel zur Weitergabe der Wahrheit sind, die den Menschen um ihres Heils willen erschlossen werden soll. Nur wenn die Kirche auf die Kostbarkeit der Wahrheit blickt, die ihr anvertraut ist, wird sie gelassen und entschieden zugleich mit ihrer institutionellen Krise umgehen.

Auch für diese Art des Umgangs mit den institutionellen Problemen kirchlicher Existenz gibt es einen wichtigen biblischen Impuls: ‚Wir haben aber diesen Schatz in irdenen Gefäßen, damit die überschwängliche Kraft von Gott sei und nicht von uns‘ (2.

Kor 4,7). Auch für den Umgang der Kirche mit den Problemen ihrer eigenen Struktur ist die Unterscheidung zwischen dem Gefäß und seinem Inhalt, zwischen den Strukturen und dem Geist, der in ihnen lebendig werden soll, von maßgeblicher Bedeutung. Der erste Schritt zur Erneuerung der Kirche besteht darin, dass sie auf diesen Inhalt achtet und diesem Geist Raum gibt, kurz: die eigene Botschaft ernst nimmt. ...“ (Wolfgang Huber)

Bischof Dr. Huber benennt in seinem Buch „Kirche in der Zeitenwende“ (S. 236-243) fünf Bereiche, in denen sich die Kirche als lebendig und lebensdienlich erweist:

- Es gibt nach wie vor eine große Nachfrage nach der Kompetenz der Kirche. Daraus ergeben sich folgende Aufgaben:
- die Wahrheit Gottes feiern
- den Menschen entdecken
- zu mündigem Glauben ermutigen
- auf die Erneuerung der Kirche hoffen

„Die Kirche der Zukunft wird sich entweder vor dem Säkularisierungsdruck in einen Winkel halböffentlicher Sonderexistenz zurückziehen und mit sich selbst beschäftigen. Oder sie wird in aller Öffentlichkeit ihr besonderes Profil zur Geltung bringen und vertreten: als eine Gemeinschaft, die die Wahrheit des Glaubens feiert und bezeugt, als eine Gemeinschaft, die in freier Solidarität für die Lebensrechte der Menschen und für die Würde der Natur eintritt.“ (Wolfgang Huber)

Zu den Grundthesen dieser sieben Herausforderungen für den Kirchenkreis in den nächsten fünf Jahren, die ich hiermit offiziell in den Beratungsgang der Kirchenkreissynode eingebracht habe, sollen nun sieben synodale Arbeitsgruppen gebildet werden:

1. Gemeinde unter den Vorzeichen der heutigen Situation
2. Formen der Mitgliedschaft in einer modernen Kirche
3. Denkanstöße zur Rolle der Pfarrerin/des Pfarrers
4. Von der Dienstgemeinschaft aller in der Gemeinde Mitarbeitenden
5. Kirchenverwaltung und Kirchenleitung im Kirchenkreis Herzogtum Lauenburg
6. Konzentration auf das Machbare im Bereich der Finanzen und Bauten
7. Verkündigung und Nächstenliebe in ihrer wechselseitigen Beziehung

Ich wünsche den Gesprächen und Diskussionen in den Arbeitsgruppen einen guten und fruchtbaren Verlauf. Schließen möchte ich meinen Bericht zur Zukunft des Kirchenkreises Herzogtum Lauenburg mit dem ersten und dem letzten Satz des Tedeums, des „Hymnus Ambrosianus“:

Te Deum laudamus, te Dominum confitemur. ... In te, Domine, speravi: non confundar in aeternum.

In Luthers Übersetzung: „Herr, Gott, dich loben wir, Herr, Gott, wir danken dir. ... Auf dich hoffen wir, lieber Herr, in Schanden lass uns nimmermehr.“ Ich danke Ihnen für Ihre Aufmerksamkeit.

Die Liebe gehört uns wie der Glaube⁹

Heute, am Buß- und Betttag, feiern wir den 150. Geburtstag der Diakonie. Johann Hinrich Wichern hat 1848 in Wittenberg mit seiner Rede auf dem Kirchentag den Anstoß zur Gründung der Inneren Mission gegeben. In seiner berühmt gewordenen Stehgreif-Rede fielen am Ende die Worte: „Eines tut not ...: Die Liebe gehört mir wie der Glaube!“

Eine Art zweite Reformation, wieder von Wittenberg ausgehend, erfasste unsere Kirche: Sie machte sich erneut und verstärkt auf den Weg der rettenden Liebe zu den hilfsbedürftigen Menschen. Es war so etwas wie ein Bußruf an den zerstrittenen und zersplitterten Protestantismus, der damals von Wichern in Wittenberg ausging.

Und deshalb ist es durchaus angemessen, wenn wir heute, am Buß- und Betttag, an das Jubiläum der Diakonie denken. Auch bei der Durchsicht der Lesungen und Predigttexte stoßen wir auf Formulierungen, die uns die diakonische Aufgabe deutlich vor Augen führen.

Es beginnt bei den Mahnungen des Propheten Jesaja, der den Israeliten als Wort Gottes übermittelt: „Was soll mir die Menge eurer Opfer? Das Räucherwerk ist mir ein Gräuel! Meine Seele ist feind euren Neumonden und Jahresfesten. Lasst ab vom Bösen! Lernet Gutes tun, trachtet nach dem Recht, helft den Unterdrückten, schaffet den Waisen Recht, führet der Witwen Sache!“ (Jesaja 1,10-17 i.A.)

Wie in einem Brennglas haben wir hier bereits die wesentlichen Aufgaben der Diakonie versammelt: das Tun des Guten, das Trachten nach dem Recht, die Hilfe für die Schwachen, die Bedürftigen und Unterdrückten.

Dass die Witwenversorgung zum Anfang der Gemeindediakonie in der urchristlichen Gemeinde in Jerusalem wurde, hören wir aus der Apostelgeschichte (im 6. Kapitel). Auf Anregung der Apostel, die das Predigtamt weiterführen wollen, werden sieben Armenpfleger gewählt – die Geburtsstunde des Diakonenberufes in der Kirche. „Die Liebe gehört mir wie der Glaube“ – die Wahrheit dieses Satzes findet ihren Ausdruck in der grundlegenden Entscheidung der Alten Kirche, neben das Predigeramt das Diakonenamt zu stellen.

Selbst die guten Werke, die uns das ewige Heil zwar nicht verdienen, die aber doch mit einem echten Glauben verbunden sind und mit denen es, recht verstanden, die Diakonie ständig zu tun hat, kommen in den Lesungen des heutigen Tages vor. Wir haben es gehört aus dem Brief des Apostels Paulus, dass Gott „einem jeden geben wird nach seinen Werken: ewiges Leben denen, die in aller Geduld mit guten Werken trachten nach Herrlichkeit, Ehre und unvergänglichem Leben; Ungnade und Zorn aber denen, die streitsüchtig sind und der Wahrheit nicht gehorchen aber der Ungerechtigkeit; Trübsal und Angst über alle Seelen der Menschen, die Böses tun; Herrlichkeit aber und Ehre und Frieden allen denen, die Gutes tun“. Ausgerechnet Paulus, den wir gern als Kronzeugen gegen die Werkgerechtigkeit anführen, spricht hier so positiv von den guten Werken und davon, dass Gott einem jeden geben wird nach seinen Werken! Wie gesagt, wir verdienen nicht das Heil nach unseren Werken – da müssten wir ja ganz und gar an uns verzweifeln –, aber Gott gibt uns nach unseren Werken Frieden, Ehre und ewiges Leben, und deshalb sollen wir uns gegenseitig „anreizen zur Liebe und zu guten Werken“, wie es im Hebräerbrief (10,24) heißt.

⁹ Predigt über Jesaja 1,10-17 i.A. am 18. November 1998 in der St. Petri-Kirche zu Ratzeburg. Abgedruckt in: Leuchten wie des Himmels Glanz. Lebenszeichen aus dem Lauenburger Land. Ausgewählte Predigten von Peter Godzik, Rosengarten b. Hamburg: Steinmann 2008, S. 60 ff.

Es geht aber noch weiter mit den diakonischen Bezügen in den Lesungen und Predigttexten unseres heutigen Buß- und Bettages. Im Evangelium wird uns eine der wichtigsten diakonischen Tugenden vor Augen gestellt: die Geduld. Der Weingärtner – ein Bild für Christus – bekehrt den Weinbergbesitzer – ein Bild für Gott – zur Nachsicht und zur Geduld: „Herr, lass ihn noch dies Jahr, bis ich um ihn grabe und ihn dünge; vielleicht bringt er doch noch Frucht; wenn aber nicht, so haue ihn ab“ (Lukas 13,9).

Diakonische Arbeit in ihren vielfältigen Bezügen heißt: Geduld haben, nachsichtig sein – im wahrsten Sinne des Wortes: nach jemandem sehen –, heißt auch richtige Kärnerarbeit tun: umgraben und düngen, vielleicht auch beschneiden oder umsetzen, vor allem: nachschauen und zusehen, dass einer Frucht bringt. Zu-sehen, hinein-sehen: das ist die Aufgabe verwandelnder Liebe, die sich nicht beirren und sich nicht abbringen lässt – auch wenn es manchmal mehr als ein Jahr dauert. Christus ist also unser Diakon, von dem wir gelernt haben, was es heißt, diakonisch zu handeln.

Und nun noch ein kurzer Streifzug durch die anderen Lesungen und Predigttexte des Buß- und Bettages – immer auf der Suche nach diakonischen Bezügen, geleitet von der Grundüberzeugung, dass die Innere Mission, die Diakonie, die entscheidende Buß- und Umkehrbewegung unserer Kirche ist – von ihren Anfängen bis in die Gegenwart, von Basilius dem Großen über Franz von Assisi bis zu Johann Hinrich Wichern und darüber hinaus. „Die Liebe gehört mir wie der Glaube“ – davon lebt die Kirche, und sie muss sich immer wieder bekehren, wenn sie eins von beiden vernachlässigt. Glaube ohne Liebe ist tot (Jak. 2,17) – Liebe ohne Glaube ist kraftlos und leer.

Christus kennt den inneren Zusammenhang, wenn er im Evangelium nach Matthäus sagt: „Ein guter Mensch bringt Gutes hervor aus dem guten Schatz seines Herzens; und ein böser Mensch bringt Böses hervor aus seinem bösen Schatz“ (12,35). Und – als hätten wir nicht schon genug Streit um die Rechtfertigungslehre zwischen Katholiken und Protestanten – er fügt hinzu: „Aus deinen Worten wirst du gerechtfertigt werden, und aus deinen Worten wirst du verdammt werden“ (12,37).

Es ist ja zum Erschrecken, wenn unsere Worte solche Bedeutung bekommen. Aber wir wissen das alles – wir wissen auch, dass Worte töten können, wie es in der Bergpredigt heißt (6,22). Gott will nicht so tödlich mit uns reden, obwohl er es könnte. Er will unsere Umkehr und unser Leben, und wir leben von seinen guten Worten, von seinem Evangelium: „Der Mensch lebt nicht vom Brot allein, sondern von einem jeden Wort, das aus dem Mund Gottes geht“ (4,4). Was bedeutet das für eine Diakonie, in der „Brot für die Welt“ eines der größten Werke ist? Müssten wir nicht auch „Wort für die Welt“ – und zwar gutes Wort für die Welt, benedictio, Segenswort für die Welt – dazu erfinden? Und haben wir es nicht schon längst im Dienst der Äußeren Mission, die auch ein diakonischer Dienst ist, weil wir auf den Missionsfeldern dienen – nicht herrschen, was leider auch vorgekommen ist – mit Wort und Sakrament und mit Taten der Nächstenliebe? „Der Glaube gehört mir wie die Liebe“ – die Innere Mission wie die Äußere Mission – sie müssen nur zueinander bekehrt werden und sich gegenseitig halten und unterstützen.

Die Diakonie lebt nicht vom Brot allein – jedenfalls nicht allein von Geld- oder Sachspenden, obwohl die immer wichtig und willkommen sind –, sie lebt vor allem von dem guten Wort, dem Evangelium, das zuerst von Gott kommt und dann durch uns an andere weitergegeben wird. Die diakonische Arbeit lebt von den vielen Gesprächen mit den Menschen, die bei uns um Hilfe nachsuchen. Diese Gespräche werden in einer guten und vertrauensvollen Atmo-

sphäre geführt und möchten erreichen, dass die Hilfesuchenden selbst einen Weg entdecken, wie es mit ihnen weitergehen kann.

Wer bei aller Hilfe im materiellen und im geistlichen Sinn vergisst, dass er selber ein hilfsbedürftiger und auf andere angewiesener Mensch ist, der wird mit einem wichtigen Wort aus der Offenbarung des Johannes ermahnt: „Du sprichst: Ich bin reich und habe genug und brauche nichts! und weißt nicht, dass du elend und jämmerlich bist, arm, blind und bloß.“ Ja, äußerlich mag es den Anschein haben, als seien wir als die Helferinnen und Helfer in der Diakonie nicht so arm, blind und bloß, aber innerlich, wie sieht es da mit uns aus?

Wieder stoßen wir auf den Zusammenhang von Glaube und Liebe. Was nützen die großen Taten christlicher Nächstenliebe, wenn dem kein innerer Reichtum im Glauben, in der Liebe, in der Hoffnung entspricht? Der Seher Johannes gibt uns allen einen guten Rat – und ich empfinde es so, als sei er allen denen gesagt, die sich in guten Werken und in Reichtum verzehren und darin, dass sie für sich selber angeblich nichts brauchen, wie es wohl auch bei Tabea der Fall war, von der die Apostelgeschichte (9,36-37) erzählt: „Sie tat viele gute Werke und gab reichlich Almosen. Es begab sich aber zu der Zeit, dass sie krank wurde und starb“ – wie gesagt, zu all diesen eifrigen Helferinnen und Helfern mit ihrem Helfer-Syndrom sagt der Engel der Gemeinde durch den Seher Johannes: „Ich rate dir, dass du Gold von mir kaufst, das im Feuer geläutert ist, damit du reich werdest, und weiße Kleider, damit du sie anziehst und die Schande deiner Blöße nicht offenbar werde, und Augensalbe, deine Augen zu salben, damit du sehen mögest“ (3,18).

Am liebsten hätte ich uns allen eine kleine Tube Augensalbe aus der Apotheke zum Diakoniejubiläum besorgt – damit wir die Nöte unserer Zeit richtig sehen lernen, aber vor allem uns darin, dass wir wieder sehend werden für unsere eigene Not, all die geistliche Leere und Orientierungslosigkeit, die daraus erwächst, dass wir meinen, alles zu haben und nichts zu brauchen, schon gar nicht in religiöser Hinsicht. „Die Liebe gehört mir wie der Glaube“ – wer diesen Satz Wicherns gern nachspricht, sollte den Glauben nicht vergessen, der zuallererst uns rettet und heil macht, ehe wir anderen überhaupt dienen können. Wahrer Reichtum entsteht nicht durch Goldkäufe und Börsenspekulationen, sondern durch Ergreifen und Weitergeben der Liebe Gottes. Wahrhaft gut gekleidet ist, wer den Mantel teilt wie der Heilige Martin und ihn dann in seiner Lebenshingabe ganz hergibt, um schließlich von Christus mit dem „Rock der Ehr und Herrlichkeit“ (EG 477,4) angetan zu werden. Johann Hinrich Wichern trägt so ein weiß leuchtendes Gewand in Zeit und Ewigkeit, wie all die großen Diakone und Diakoninnen vor und nach ihm.

„Und es werden kommen von Osten und von Westen, von Norden und von Süden, die zu Tisch sitzen werden im Reich Gottes. Und siehe, es sind Letzte, die werden die ersten sein, und sind Erste, die werden die Letzten sein“, heißt es in der kleinen Apokalypse des Lukas (13,29-30), die auch zu den heutigen Lesungen gehört. Ja, so fragen wir, wobei, bei wem wird es Erste und Letzte geben? Die Antwort heißt: Wenn Christus uns zu Tische dient, selber der Diakon ist, dann wird er eine andere Reihenfolge wählen als die, die wir gewohnt sind einzuhalten. Er dient vor allem den Menschen, die seine Liebe besonders brauchen, damit sie aufgerichtet und geheilt, wieder eingesetzt und geehrt werden. Diakonie ist auch so eine Umkehr der Rangfolge in der Nachfolge Jesu. Sie dient, wo sie gebraucht wird. Und sie wird gebraucht, wo sie dient. Diakonie ist Umkehr, Buße, Bekehrung zum Menschen und zur Mitmenschlichkeit. Darum beten wir mit dem Psalm dieses Tages: „Erfreue mich wieder mit deiner Hilfe, und mit einem willigen Geist rüste mich aus“ (Psalm 51,14). Amen.

Gemeinsame Erklärung zur Rechtfertigungslehre¹⁰

An den Anfang meines Rechenschaftsberichtes über ein Jahr Arbeit im Kirchenkreisvorstand des Kirchenkreises Herzogtum Lauenburg möchte ich den Dank für die Unterzeichnung der Gemeinsamen Erklärung zur Rechtfertigungslehre des Lutherischen Weltbundes und der Katholischen Kirche am 31. Oktober 1999 in Augsburg stellen. Ein langer Prozess der gegenseitigen Annäherung und Verständigung in zentralen Fragen unseres gemeinsamen christlichen Glaubens ist damit zu einem vorläufigen Abschluss gekommen. Alle Beteiligten sind sich darüber im klaren, dass weitere Schritte zur Klärung umstrittener Fragen folgen müssen, um die eingetretene Kirchenspaltung vollends zu überwinden und zu einer Einheit in versöhnter Verschiedenheit zu finden, die uns vor allem erlauben würde, das Abendmahl gemeinsam zu feiern.

Schon zu Beginn meiner Amtszeit als Propst im Kirchenkreis Herzogtum Lauenburg hatte ich vor, Ihnen und allen Pastorinnen und Pastoren des Kirchenkreises den Wortlaut der Gemeinsamen Erklärung zur Rechtfertigungslehre (GER) zu übersenden. Das war zu Beginn des Jahres 1998 nicht möglich, weil der Text der GER zeitweilig vergriffen war und dann in eine sehr kontroverse Diskussion geriet. Ich hoffte damals, dass sich die Wogen der Kritik und Empörung legen würden, wenn durch geduldiges Verhandeln und Erklären deutlich würde, welchen Schatz wir nach Jahrhunderten der gegenseitigen Verwerfungen mit der GER in Händen halten. Diese Hoffnung hat sich nun in eindrucksvoller Weise mit der feierlichen Unterzeichnung am 31. Oktober 1999 in Augsburg erfüllt. Noch vor Beginn des neuen Jahrtausends, sozusagen als ein angemessenes Geburtstagsgeschenk für Christus, nach dem wir die Zeit zählen und der unsere Versöhnung will, „damit die Welt glaube“ (Johannes 17,21), haben wir Schritte zur Heilung der schmerzenden ökumenischen Wunde unternommen, die der Welt ein Beispiel geben können für ein friedliches und versöhnliches neues Jahrhundert und Jahrtausend. Wir sind den vielen Menschen, die auf uns schauen, dieses Zeugnis unseres Glaubens schuldig. ...

¹⁰ Auszug aus dem Bericht des Vorsitzenden des Kirchenkreisvorstandes vor der Synode am 24. November 1999.

Der gegenwärtige Stand der ökumenischen Beziehungen¹¹

Vor einem Jahr habe ich an dieser Stelle das Zustandekommen der „Gemeinsamen Erklärung zur Rechtfertigungslehre“ (GER) begrüßt. Mir war daran wichtig, dass die römisch-katholische Kirche und der Lutherische Weltbund noch vor Beginn des neuen Jahrtausends Schritte zur Heilung der schmerzenden ökumenischen Wunde unternahmen – sozusagen als ein angemessenes Geburtstagsgeschenk für Christus, nach dem wir die Zeit zählen und der unsere Versöhnung will.

Ein Jahr später nun ist einerseits ein weiterer Fortschritt in der ökumenischen Entwicklung in Deutschland zu begrüßen mit dem Vorliegen des Gesprächsergebnisses der Bilateralen Arbeitsgruppe der Deutschen Bischofskonferenz und der Kirchenleitung der VELKD zum Thema „Communio Sanctorum – Die Kirche als Gemeinschaft der Heiligen“. Mit der Methode des „differenzierten Konsenses“ wurden u.a. so schwierige Themen wie „Der Petrusdienst“ und „Die Kirche als Zeichen und Werkzeug des Heils“ behandelt und dabei festgestellt, wie groß die erreichte Übereinstimmung im grundlegenden und wesentlichen Gehalt einer bislang umstrittenen Lehre ist, bzw. erläutert, dass und warum die verbleibenden Lehrunterschiede als zulässig gelten können und die Übereinstimmung im Grundlegenden und Wesentlichen nicht in Frage stellen.

Andererseits hat die Erklärung „Dominus Jesus“ der römischen Kongregation für die Glaubenslehre das ökumenische Gespräch nachhaltig belastet. Nach begrüßenswerten Darlegungen über die Einzigartigkeit und Universalität des Heils in Christus wird dieses auf die Kirche bezogen und erklärt: „Es gibt eine einzige Kirche Christi, die in der katholischen Kirche subsistiert und vom Nachfolger Petri und von den Bischöfen in Gemeinschaft mit ihm geleitet wird.“ Dann werden Kirchen erwähnt, „die zwar nicht in vollkommener Gemeinschaft mit der katholischen Kirche stehen, aber durch engste Bande, wie die apostolische Sukzession und die gültige Eucharistie, mit ihr verbunden bleiben“. Die volle Gemeinschaft mit der katholischen Kirche fehlt diesen Teilkirchen, „insofern sie die katholische Lehre vom Primat nicht annehmen, den der Bischof von Rom nach Gottes Willen objektiv innehat und über die ganze Kirche ausübt“. Hiernach folgen „die kirchlichen Gemeinschaften, die den gültigen Episkopat und die ursprüngliche und vollständige Wirklichkeit des eucharistischen Mysteriums nicht bewahrt haben“. Von ihnen wird gesagt: Sie „sind nicht Kirchen im eigentlichen Sinn“.

Mit dieser wenig freundlichen Erklärung fällt ein bezeichnendes Licht auf eine Anmerkung in der GER. Dort heißt es in der Anmerkung 9: „In dieser Erklärung gibt das Wort ‚Kirche‘ das jeweilige Selbstverständnis der beteiligten Kirchen wieder, ohne alle damit verbundenen ekklesiologischen Fragen entscheiden zu wollen.“ Schon in den Beratungen über die GER wurde auf die Gefahren dieses Satzes aufmerksam gemacht. Der Versuch, im Anhang zur „Gemeinsamen Offiziellen Feststellung des Lutherischen Weltbundes und der Katholischen Kirche“ zu einer vorläufigen Verständigung zu kommen durch die Formulierung „die Katholische Kirche und der Lutherische Weltbund haben den Dialog als gleichberechtigte Partner (‚par cum pari‘) begonnen und geführt“, muss als gescheitert angesehen werden. Denn die Glaubenskongregation formuliert in „Dominus Jesus“ (freilich mit Blick auf den interreligiösen Dialog): „Die Parität, die Voraussetzung für den Dialog ist, bezieht sich auf die gleiche personale Würde der Partner, nicht auf die Lehrinhalte“.

¹¹ Bericht des Propstes für die KK-Synode am 29. November 2000.

Daraufhin hat die Nordelbische Synode auf ihrer Herbsttagung am 23. September 2000 in Lübeck erklärt:

„Im Blick auf das besondere Verhältnis zur römisch-katholischen Kirche erinnert die Synode an ihren Beschluss über die ‚Gemeinsame Erklärung zur Rechtfertigungslehre‘ und zugleich an die ‚Gemeinsame Offizielle Feststellung‘ von Römisch-Katholischer Kirche und Lutherischem Weltbund vom 31. Oktober 1999. Deshalb hat sie mit Bestürzung die Ausführungen zum Verhältnis zwischen der Römisch-Katholischen Kirche und den Kirchen der Reformation in der Erklärung ‚Dominus Jesus‘ der Kongregation für die Glaubenslehre der Römisch-Katholischen Kirche zur Kenntnis genommen.

Wir stellen fest:

- a) Die Aussage, die Kirchen der Reformation seien nicht ‚Kirchen im eigentlichen Sinne‘ versucht, das Ergebnis der Gespräche über das Kirchen- und Amtsverständnis vorwegzunehmen, zu dem sich beide Seiten in der ‚Gemeinsamen Offiziellen Feststellung‘ verpflichtet haben.
- b) Unser Selbstverständnis von Kirche hängt nicht ab von der Anerkennung durch den Vatikan. Maßgeblich bleibt für uns Art. 7 der Augsburgischen Konfession: ‚Es wird auch gelehrt, dass allezeit eine heilige, christliche Kirche sein und bleiben muss, die die Versammlung aller Gläubigen ist, bei denen das Evangelium rein gepredigt und die heiligen Sakramente laut dem Evangelium gereicht werden.‘ Die Fülle des Evangeliums weist uns auf die Geschwister im Glauben und verwirklicht sich in der Ökumene als Gemeinschaft von Kirchen in Vielfalt.
- c) Wir bedauern insbesondere, dass in der Erklärung ‚Dominus Jesus‘ die Frage des Verhältnisses der katholischen Kirche zu den nichtchristlichen Religionen ohne sichtlichen Grund mit der Frage des Verhältnisses zu den nichtkatholischen Kirchen vermischt wurde.
- d) Wir lassen uns in unserem Glauben an die eine Kirche Jesu Christi nicht erschüttern und werden unseren Dialog und unsere Zusammenarbeit mit den katholischen Schwestern und Brüdern beharrlich fortsetzen und wir ermutigen unsere Gemeinden ausdrücklich dazu, das auch zu tun.“

Ich meine, wir können uns dieser Erklärung nur anschließen. Der Kirchenkreis Herzogtum Lauenburg wird jedenfalls im Geist dieser Erklärung Gastgeber für das ökumenische Pfingstfest 2002 sein.

Gern habe ich übrigens gelesen, was Prof. Dr. Fulbert Steffensky am 12. September 2000 zu diesem Thema im Hamburger Abendblatt geschrieben hat:

„Rom bürdet sich eine fürchterliche Last auf in der Behauptung, die wahre Kirche zu sein. Wer an Gott glaubt, braucht nicht selber Gott zu spielen. Er muss nicht alles sein, er kann begrenzt und fehlbar sein. Das gilt auch für die Kirchen. Keine der Einzelkirchen muss die Last tragen, die einzige zu sein. Aber darum ist auch keine der Kirchen genug. In keiner der Kirchen ist man ganz zu Hause. Alle sind als Einzelkirchen zu eng, zu bescheiden und zu wenig, jedenfalls wenn man große Wünsche an die Kirche hat. Am engsten und unerträglichsten sind die Kirchen dort, wo sie glauben, das einzige ‚Haus voll Glorie‘ zu sein und der anderen nicht zu bedürfen. Den Menschen ehrt seine Bedürftigkeit und Angewiesenheit. Es ist eine Erleichterung und eine große Lebensschönheit, bedürftig zu sein. Die Tatsache, dass meine Einzelkirche nicht alles

ist, und dass ich in meiner Kirche darum nicht ganz zu Hause bin, verweist auf die anderen Kirchen. Der Mangel im Eigenen macht bedürftig, und so macht er geschwisterlich. Nur bedürftige Menschen sind geschwisterliche Menschen, und den Autarken ist nicht zu trauen. Das gilt für Menschen, und das gilt für Systeme. Die Vorläufigkeit und die Begrenztheit der eigenen Kirche macht einen zum Spieler. Man braucht nicht nur der stumpfe, sich selbst genügende Katholik, Orthodoxe, Lutheraner oder Reformierte zu sein.

Es gibt eine Lust zwischen den Zeilen zu leben, zwischen den Häusern und zwischen den Welten. Es ist die Lust, in mehr Häusern beheimatet zu sein als nur in einem. Es ist die Unbescheidenheit, mehr Welten zu wollen als nur die eigene bescheidene Lebenswelt. Heimat verdummt, wenn man nur eine kennt. Wer mehr als ein Haus kennt, ist nicht mehr eingekerkert in ihm. Wer mehr als eine Kirche kennen gelernt hat, lernt seine eigene zu lieben, und sie zugleich als begrenzt zu empfinden.

Er lernt Humor und die wundervolle und lebensrettende Gabe der Skepsis seiner eigenen Heimat gegenüber. Die Wahrheit kann nicht eingefangen werden in einer Kirche, nicht einmal in allen zusammen. Religiöse Gruppen werden erst dann erträglich und für andere ungefährlich, wenn sie dies wissen, und wenn sie ihre eigene Endlichkeit schätzen und annehmen.“

Was die Kirche zur Kirche macht¹²

Schon die Nordelbische Synode hat in ihrer Erklärung vom 23. September 2000 deutlich gemacht, dass unser Selbstverständnis als Kirche nicht von der Anerkennung durch den Vatikan abhängt. Maßgeblich bleibt für uns Art. 7 der Augsburgischen Konfession mit seiner Konzentration auf Wortverkündigung und Sakramentsverwaltung. Aber das ist noch nicht alles, was wir über die Kirche zu sagen haben. Es war der kürzlich verstorbene Bischof und ehemalige Lauenburgische Landessuperintendent Prof. Dr. Joachim Heubach, an den wir an dieser Stelle voller Respekt und Dankbarkeit denken, der in einer Festschrift für den finnischen Theologen Erkki Kansanaho auf den spirituellen Aspekt der Ekklesiologie Luthers hingewiesen hat: „Wenn die *Confessio Augustana* als *notae ecclesiae* ‚Wort und Sakrament‘ aufführt, so werden beide Kennzeichen der Kirche von Luther immer wieder durch sieben Heiligungsmittel eminent geistlich bestimmt und vertieft: Dabei wird einem allerdings auch deutlich, wie oft und bisweilen weit wir in unserem Denken und Handeln uns von solcher Sicht des Wesens der Kirche entfernen, bzw. entfernt haben.“

In seiner Schrift „Von den Konziliis und Kirchen“ (1539; WA 50,509-653) hat Luther ausführlich über das wahre Wesen der Kirche gehandelt. Er nennt in dieser Schrift sieben (bzw. acht) Kennzeichen der Kirche, die er auch als die sieben Hauptstücke oder Heiligungsmittel bezeichnet. Er sagt: Die Kirche erkennt man daran,

- (1) dass sie das Wort Gottes hat,
- (2) am rechten Gebrauch der Taufe,
- (3) am rechten Gebrauch des Abendmahls,
- (4) an der praktizierten Beichte und Absolution,
- (5) an ihren Ämtern,
- (6) am öffentlichen Gebet und Gottesdienst,
- (7) an der Anfechtung, die die Kirche leidet
(„das Heiligungsmittel des heiligen Kreuzes“).

Luther bezieht also die *signa ecclesiae* auf sieben Heiligungsmittel. Er nennt sie die Hauptstücke der „Heiligung“. Daher führt er in der genannten Schrift als letztes Kennzeichen der Kirche noch einen gesonderten Punkt an: Die Kirche erkennt man

- (8) an der Heiligung ihrer Glieder.

„Über diese sieben Hauptstücke hinaus gibt es nun auch mehr äußerliche Zeichen, an denen man die heilige christliche Kirche erkennt, nämlich, dass uns der Heilige Geist auch nach der zweiten Tafel Mose heiligt: wenn er uns hilft, dass wir Vater und Mutter von Herzen ehren, und sie umgekehrt (ihre) Kinder christlich erziehen und ehrlich leben. Wenn wir unsern Fürsten und Herrn treu, gehorsam dienen und untertan sind und sie umgekehrt ihre Untertanen lieb haben, sie schützen und beschirmen. Ferner: wenn wir niemand gram sind, keinen Zorn, Hass, Neid noch Rachgier gegen unseren Nächsten hegen, sondern gern vergeben, gern leihen, helfen und raten. Wenn wir nicht unzüchtig und Säufer, stolz, hoffärtig, prächtig, sondern keusch, züchtig, nüchtern, freundlich, gelinde, sanft- und demütig sind; nicht stehlen, rauben, wuchern, geizen, überteuern, sondern milde, gütig, genügsam, mitteilhaftig; nicht falsch, verlogen, meineidig, sondern wahrhaftig, beständig sind und was mehr an solchen Geboten gelehrt wird, wie das alles Paulus hin und her (vgl. Röm. 13,1ff.; Gal. 5,19ff.) reichlich lehrt. Denn deshalb müssen wir auch die Zehn Gebote haben, nicht allein, damit sie uns

¹² Bericht des Propstes für die KK-Synode am 29. November 2000.

als Gesetz sagen, was wir zu tun schuldig sind, sondern auch, dass wir daran sehen, wie weit uns der Heilige Geist mit seiner Heiligung gebracht hat und inwiefern es noch fehlt, auf dass wir nicht sicher werden und denken, wir hätten jetzt alles getan, und so immerfort in der Heiligung wachsen und stets immer mehr eine neue Kreatur in Christus werden. Es heißt: ‚Wachset aber in der Gnade und Erkenntnis‘ (2.Petrus 3,18), und ‚Nehmet immer mehr zu‘ (1. Thess. 4,1.10).

Ein solches Zeichen kann aber nicht als so zuverlässig angesehen werden, wie die oben (angeführten), weil auch etliche Heiden sich in solchen Werken geübt haben und wohl zuweilen heiliger erscheinen als die Christen: aber das geht doch nicht so rein und einfältig aus dem Herzen um Gottes willen hervor, sondern sie suchen etwas anderes dabei, weil sie keinen rechten Glauben noch Erkenntnis Gottes haben. Hier aber ist der Heilige Geist da, der das Herz heiligt und solche Frucht aus ‚gutem feinen Herzen‘ (hervor)bringt, wie Christus im Gleichnis vom Sämann (Luk. 8,15) sagt. Und obwohl die erste Tafel höher steht und hier das größere Heiligungsmittel sein muss, habe ich in der zweiten Tafel alles zusammenfassen wollen; sonst hätte ich’s entsprechend den sieben Geboten (der zweiten Tafel) auch wohl in sieben Heiligungsmittel oder Hauptstücke aufteilen können.

Da haben wir nun zuverlässig: was, wo und wer sie sei, die heilige christliche Kirche, das heißt: das heilige christliche Volk Gottes. Und das kann uns nicht fehlgehen, dessen sind wir ganz sicher. Alles andere außerhalb dieser Stücke kann fehlgehen und geht gewiss fehl.“ (WA 50,643-649)

Machen wir uns also daran, im Geist ökumenischer Verbundenheit und im Blick auf die Heilige Schrift daran zu buchstabieren, was, wo und wie wir miteinander Kirche sind. Als Gesprächsergebnis des deutschen Dialogs über die Kirche als Gemeinschaft der Heiligen hat die Bilaterale Arbeitsgruppe festgehalten:

„Gemeinsam können wir folgendes aussagen:

1. Die Kirche ist Geschöpf des Wortes (*creatura verbi*) und zugleich Dienerin des Wortes (*ministra verbi*), das ihr übertragen ist.
2. Die Kirche ist durch ihre ganze Existenz Zeichen des Heilswillens Gottes, der will, ‚dass alle Menschen gerettet werden und zur Erkenntnis der Wahrheit gelangen‘ (1 Tim 2,4).
3. Die Kirche ist als Vermittlerin von Wort und Sakrament Werkzeug der Gnade.
4. Die Kirche ist durch den Empfang und die Vermittlung von Wort und Sakrament auch selbst in ihrem Wesen geprägt.
5. Die Kirche bleibt stets dem Herrn untergeordnet, und das Heil bleibt auch im Wirken der Kirche Gottes Gabe. In diesem Sinne ist das Verhältnis von Christus und Kirche als Miteinander von Einheit und Unterschiedenheit zu bestimmen.

Wo dies gemeinsam gelehrt wird, ist eine sachliche Übereinstimmung gegeben, auch wenn die analoge Verwendung des Begriffes ‚Sakrament‘ auf die Kirche unterschiedlich beurteilt wird.“ (CS 89)

Ich bin gespannt, wie die ökumenischen Gespräche über das Kirchen- und Amtsverständnis auf nationaler und internationaler Ebene weitergehen werden. Die Irritation durch die Erklärung „Dominus Jesus“ in diesem Punkt wird uns von weiteren Gesprächen und einer geduldischen ökumenischen Gesinnung nicht abhalten.

Leitbildentwicklung in der Kirchengemeinde als Vorbild für den Kirchenkreis¹³

In meinem Kurzbericht zur Juni-Synode bin ich bereits auf die Gemeindeanalyse in der Kirchengemeinde Schwarzenbek eingegangen.¹⁴ Das Gemeindeentwicklungsprojekt hat inzwischen seine zweite Stufe „Entwicklung eines Leitbildes der Gemeindegemeinschaft für die kommenden Jahre“ abgeschlossen. Die Bedeutung eines Leitbildes für das weitere Handeln hat sich aus dem Analyseergebnis selbst als notwendig herauskristallisiert und könnte für weitere Leitbildentwicklungen im Kirchenkreis, die ich hiermit anstoßen und anregen möchte, bedeutsam werden. Als Leitbild der Ev.-Luth. Kirchengemeinde Schwarzenbek wurde folgender Text vom Kirchenvorstand am 9. Mai 2000 verabschiedet:

Leitbild

In den nächsten fünf Jahren (2000-2004) wollen wir als Kirchengemeinde schwerpunktmäßig integrativ und verbindend arbeiten, d.h. verschiedene, manchmal sogar ganz aus dem Blick geratene Gruppen und Einzelpersonen miteinander im kirchengemeindlichen, aber auch im städtischen und dörflichen Leben in Kontakt bringen. Flexibilität und Offenheit unserer Arbeit bilden dazu unabdingbare Grundlage, um christliche Glaubensinhalte situations- und zeitangemessen vermitteln und leben zu können.

Ausgangslage

Schwarzenbek verändert und vergrößert sich seit Jahren stark. Aus einem Dorf ist eine Stadt mit teilweise noch dörflicher Struktur geworden. Schon um 1970 herum ist ein großer Stadtteil neu entstanden (Nordost), der bis heute nicht ganz in das städtische Ganze integriert ist. In den letzten Jahren ist wiederum ein neuer, großer Stadtteil mit vielen großstädtisch geprägten NeubürgerInnen hinzugekommen (Mühlenkamp), der sich zudem in der Bevölkerungsstruktur (vorwiegend jüngere Familien) von dem anderer Stadtteile (mit älteren Einwohnerinnen und Einwohnern) unterscheidet, so dass sich derzeit drei deutlich unterschiedliche und relativ unverbundene Stadtviertel feststellen lassen (Alter Kern, Nordost, Mühlenkamp). Dies weist innerstädtisch auf Integrationsbedarf, der sich im Stadtplan aufzeigen lässt: Bahnschienen und Möllner Straße zerteilen die Stadt in die genannten Teile, während „die Brücke“ Verbindungen symbolisiert und auch schafft. Zudem stellt sich die Aufgabe, Randgruppen (z.B. Arbeitslose, ausländische MitbürgerInnen, Aussiedler, sonstige sozial schwache Gruppen) in das städtische Leben zu integrieren.

Auch unsere Kirchengemeinde hat sich in den letzten Jahren stark verändert; deutliche Traditionsabbrüche lassen sich erkennen. Aus einer traditionalistischen Gemeinde (in einem ebenso konservativ geprägten Kirchenkreis) ist eine offene, zeitnahe Gemeinde geworden, die bei aller Wandlungsfähigkeit an zentralen Inhalten des Glaubens festhält. Die Verände-

¹³ Bericht des Propstes für die KK-Synode am 29. November 2000.

¹⁴ Das Gemeindeentwicklungsteam (GET) in Schwarzenbek hat am 20. Januar 2000 die Gemeindeanalyse für die KG Schwarzenbek der interessierten Öffentlichkeit vorgestellt. Überraschend ist das gute Ergebnis: 87 Prozent der Befragten meinten, sie hätten „überwiegend ein positives Gefühl bei Kirche“. Ein Leitbild für die Gemeindegemeinschaft der nächsten fünf Jahre ist inzwischen entstanden. Es soll helfen, verschiedene kirchliche Arbeitsgebiete aufeinander abzustimmen und die Trennung der Stadt in alte und neue, noch fast unverbundene Stadtteile zu überwinden. Außerdem erstellen die Gemeindeentwickler zusammen mit einem Fachmann ein modernes Werbekonzept für alle kirchengemeindlichen Angebote. Alle Kirchengemeinden des Kirchenkreises sind herzlich eingeladen, von diesem Modellprojekt in Schwarzenbek zu lernen. Die Ratzeburger Kirchengemeinden haben sich z.B. vorgenommen, einen gemeinsamen Werbeprospekt zu entwickeln und in Auftrag zu geben.

rungen in der Stadt spiegeln sich zudem im sukzessiven Entstehen kirchlicher Zentren (ursprünglich St. Franziskus, 1972 dann St. Elisabeth, 1998 Haus der Kirche) wieder.

Die Gemeindeanalyse hat gezeigt, dass vielen Menschen eine wandlungsfähige, mit der Zeit und den Menschen gehende Kirche sympathisch ist. Das Verharren in alten Traditionen wird oft sehr skeptisch gesehen. Umgekehrt befürchten andere Gruppierungen, durch zu große Offenheit ginge die Substanz des Glaubens verloren und durch zu viele Veränderungen würden manche Gemeindeglieder an den Rand gedrängt.

Hieraus ergibt sich als Aufgabe, als Gemeinde auf der Basis christlichen Glaubens wandlungsfähig und in Bewegung zu bleiben. Vorhandene Traditionen sind jeweils darauf hin zu überprüfen, ob sie in der gegenwärtigen Situation den Aufgaben der Kirchengemeinde gerecht werden und die Verkündigung des Evangeliums in Wort und Tat eher fördern oder eher behindern.

Die Gemeindeanalyse hat zudem offensichtlich gemacht, dass integratives Arbeiten aus vielen konkreten Gesichtspunkten derzeit Vorrang haben sollte:

- Viele Aussiedler erscheinen in der Jugendarbeit und in den Gottesdiensten (auch bei Amtshandlungen), werden aber sonst kaum vom Gemeindeleben wahrgenommen.
- Alt-Schwarzenbeker und Neubürger finden auch im kirchlichen Leben noch zu wenig zueinander.
- Randgruppen kommen kaum im Leben der Gemeinde vor.
- Das gemeindliche Leben zwischen Schwarzenbek, Grabau und Grove ist fast unverbunden.
- Zwischen Jung und Alt existieren kaum Brücken (Generationenproblem).
- Anfragen nach der Gemeinschaft untereinander werden von einzelnen oder Gruppen gestellt.

Weiterführung

Theologisch lässt sich das integrative Ziel trinitarisch (am dreieinigen Gott) verankern:

- Gott als Schöpfer hat alle Menschen geschaffen und über sie gesagt: „Es ist nicht gut, dass der Mensch allein sei“ (1. Mose 2,18).
- Jesus Christus hat sein Handeln allen Menschen (über Volks- und Religionsgrenzen hinweg) zugewandt; er bildet den einen Leib der Kirche aus ihren vielen verschiedenen Gliedern (1. Kor. 11) und ist der Herr der ganzen Welt (Bild des Pantokrators).
- Der Heilige Geist verbindet alle Menschen im Glauben und überwindet Spaltungen (das Pfingstwunder in Apg. 2 als Gegenbild zur Sprachverwirrung in 1. Mose 11,1-9).

Offenheit und Wandlungsfähigkeit bilden dabei keinen Selbstzweck und keinen Inhalt, sind aber aus funktionalen Gründen unbedingt notwendig, um gegenwärtige Lebensbedingungen und die Botschaft des christlichen Glaubens wechselseitig aufeinander zu beziehen.

Chancen

Die Chance unserer Kirchengemeinde liegt in der beschriebenen Situation:

- theologisch: in der integrativen Kraft der Botschaft des Evangeliums;
- geographisch für Schwarzenbek: in der lokalen Präsenz der jeweiligen kirchlichen Zentren in allen drei Stadtvierteln;
- soziologisch: in 57 % Kirchenmitgliedschaft quer durch die Stadt;
- personell: in der Zuständigkeit vieler Mitarbeitenden über das ganze Stadtgebiet und die Dörfer;
- historisch: in der starken Wandlungsfähigkeit der Gemeinde in den letzten Jahren.

Konkretionen

Mögliche Arbeitsziele dieses Gemeindeleitbildes sind:

- Innergemeindlich: Überprüfung, ob kirchengemeindliche Angebote separieren oder integrieren.
- Innergemeindlich: Blick auf das Zusammenwirken der verschiedenen Gemeindeeinrichtungen.
- Innergemeindlich: Gesamtkonzept für St. Franziskus, St. Elisabeth und das Haus der Kirche, gegebenenfalls auch in der Werbung/Öffentlichkeitsarbeit (Logo!) dargestellt.
- Innergemeindlich: Frage nach dem Zusammenhalt von Altem und Neuem, verschiedene Gruppen, Aktivitäten.
- Innergemeindlich: Angebote im Blick auf Neubürger (Aufnahme derselben in die Kirchengemeinde).
- Nach außen: integrierende Kraft für die verschiedenen Stadtteile, insbesondere Alter Kern, Nordost, Mühlenkamp.
- Nach außen: integrierende Kraft für die sonst oft vergessenen Randgruppen.

Für die genannten Konkretionen ist unabdingbar, neue Wege zu beschreiten. Das Evangelium Christi erreicht Menschen nicht, wenn die Form seiner Weitergabe an den Menschen der Gegenwart vorbeigeht. Konkret heißt das beispielsweise, dass junge Familien im Stadtgebiet Mühlenkamp zu Recht andere Formen kirchengemeindlichen Handelns erwarten als ältere Schwarzenbeker der sogenannten „Kerngemeinde“.

Gemeinde und Kirche heute¹⁵

1.1. Wesen und Auftrag der Kirche

Christus spricht: „Mir ist gegeben alle Gewalt im Himmel und auf Erden. Darum gehet hin und machet zu Jüngern alle Völker: Taufet sie auf den Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes und lehret sie halten alles, was ich euch befohlen habe. Und siehe, ich bin bei euch alle Tage bis an der Welt Ende.“ (Matthäus 28,18-20)

Mit dieser guten Nachricht ist unsere Kirche unterwegs zu den Menschen, unterwegs mit der Botschaft der Hoffnung auf eine persönliche Zukunft und unterwegs mit der Verheißung einer neuen Schöpfung. Unwiderruflich ist die Liebe Gottes, die der Welt und den Menschen in Jesus Christus ein für alle Mal geschenkt ist.

Die Bibel hat für die Gemeinschaft der Menschen im Glauben verschiedene Bilder gefunden. Aus dem Alten Testament stammt das Bild vom wandernden Gottesvolk (2. Mose 13,17-22), das auch im Neuen Testament wieder aufgenommen wird (Hebräer 13,13). Vom Apostel Paulus ist uns das Bild des Leibes Christi überliefert (1. Korinther 12,12). Mit den Worten „Ihr seid das Salz der Erde“ – „Ihr seid das Licht der Welt“ (Matthäus 5,13-14) aus der Bergpredigt werden Christinnen und Christen dazu aufgefordert, wie ein Licht in der Welt Christus zu bezeugen und das Reich Gottes zu verkünden. Als „Salz der Erde“ haben sie den prophetischen Auftrag, für die Würde aller Menschen und für Gerechtigkeit einzutreten.

Neben den biblischen Texten geben auch die Bekenntnisschriften Auskunft darüber, woran die Kirche erkannt werden kann und worin ihr Auftrag liegt.

„Es wird auch gelehrt, dass allezeit eine heilige, christliche Kirche sein und bleiben muss, die die Versammlung aller Gläubigen ist, bei denen das Evangelium rein gepredigt und die heiligen Sakramente laut dem Evangelium gereicht werden.“ (Confessio Augustana, Art. VII)

„Wenn nun allein der Glaube uns Anteil an Christus und allen seinen Wohltaten gibt, woher kommt solcher Glaube? Der Heilige Geist wirkt den Glauben in unseren Herzen durch die Predigt des heiligen Evangeliums und bestätigt ihn durch den Gebrauch der heiligen Sakramente.“ (Heidelberger Katechismus, Frage 65)

Und im Großen Katechismus schreibt Luther 1529: „Darum ist alles in der Christenheit dazu bestimmt, dass man da täglich durch Wort und Zeichen lauter Vergebung der Sünden hole, um unser Gewissen zu trösten und aufzurichten, solange wir hier leben. So macht es der Heilige Geist, dass, obgleich wir Sünde haben, sie uns doch nicht schaden kann. Denn wir leben in der Christenheit, in der lauter Vergebung der Sünden ist, in dem doppelten Sinn, dass uns Gott vergibt, und dass wir uns untereinander vergeben, tragen und aufhelfen.“ (Unser Glaube. Die Bekenntnisschriften der evangelisch-lutherischen Kirche, Nr. 747, Gütersloh³1991)

Die Kirche steht unter der Verheißung der Gegenwart Christi bis ans Ende der Welt. Bis dahin hat sie „den Auftrag, mit ihren Gaben und Möglichkeiten allen Menschen das Evangelium zu verkündigen, sie zur Gemeinde Jesu Christi zu sammeln, Sünden zu vergeben und von daher

¹⁵ Vortrag am 14. Februar 2001 in Mölln. Der Vortrag folgt im Wesentlichen der Reformvorlage „Kirche mit Zukunft“, die im Mai 2000 von der Kirchenleitung der Evangelischen Kirche von Westfalen herausgegeben wurde. Die ganze Reformvorlage ist im Internet zugänglich unter: http://reformprozess.ekvw.de/fileadmin/sites/reformprozess/dokumente_reformprozess/kirche_mit_zukunft.pdf; hier werden zitiert: S. 12-17.

für das Leben aller Menschen in den Konflikten und Nöten der Gesellschaft verantwortlich einzutreten“¹⁶.

Diesen Auftrag soll sie so wahrnehmen, dass dabei die verschiedenen Grunddimensionen der Kirche zum Tragen kommen:

- Zeugnis (Martyria): Als Zeugnisgemeinschaft ist die Kirche dazu da, dass Menschen dem Evangelium in ihrem persönlichen Leben begegnen können.
- Gottesdienst (Leiturgia): Als gottesdienstliche Gemeinschaft ist die Kirche dazu da, Gott zu loben, seine Nähe zu den Menschen zu verkündigen und untereinander zu feiern.
- Dienst (Diakonia): Als Dienstgemeinschaft ist die Kirche dazu da, Menschen mit Wort und Tat, mit Schutz und Hilfe beizustehen.
- Gemeinschaft (Koinonia): Als Kommunikationsgemeinschaft ist die Kirche dazu da, ein Ort gegenseitiger Annahme und christlicher Anteilnahme zu sein, in der die Würde jedes Einzelnen respektiert wird.

1.2. Strukturreformen müssen sich am Wesen und am Auftrag der Kirche orientieren

Die bisherigen strukturellen Veränderungen in der Nordelbischen Kirche und auch bei uns im Kirchenkreis waren weitgehend bestimmt von der Notwendigkeit einer finanziellen Sanierung. Der damit verbundene Abbau von Doppelstrukturen bzw. die Zusammenlegung vergleichbarer kirchlicher Arbeitsfelder ist keine unangemessene Kürzungsmaßnahme, sondern ein Versuch, den Anschluss an eine Effektivität zu finden, die woanders längst gang und gäbe ist. Wenn die Finanzreform aber dauerhaft sein will, muss sie einhergehen mit der Umsetzung zuvor erfolgter Prioritätensetzungen. Aus der finanziellen Sanierung allein ergeben sich keine Antworten, wie der gegenwärtigen Akzeptanz- und Profilkrise der evangelischen Kirche zu begegnen ist.

Um eine zukunftsorientierte Perspektive kirchlichen Handelns zu gewinnen, brauchen wir Leitlinien kirchlicher Arbeit, die sich am Auftrag der Kirche orientieren und zugleich der veränderten Situation in der Gesellschaft Rechnung tragen.

Das Ziel kirchlicher Strukturreform kann darum nicht einfach nur darin bestehen, kostengünstiger oder attraktiver zu werden. Die Kirche befindet sich zwar faktisch in einer Marktsituation, ihre Botschaft ist aber nicht „marktförmig“. Welche Prioritäten kirchlicher Arbeit zu setzen sind, muss darum vom Zentrum und von den Grundaufgaben der Kirche her begründet werden.

Ohne Zweifel kann aber in einer durch Säkularisierung und Pluralität bestimmten Situation nur eine menschenfreundliche, kommunikative und in ihrer Botschaft eindeutige Kirche ihrem Auftrag gerecht werden.

1.3. Aufgaben der Kirche

Im Einzelnen lässt sich der Auftrag der Kirche in acht Grundaufgaben knapp zusammenfassen.

1.3.1. Den Menschen das Evangelium nahe bringen

Es ist die grundlegende Aufgabe der Kirche, den Menschen das Evangelium nahe zu bringen, sodass sie es als begründete Hoffnung für ihr Leben und als Hilfe für ihren Alltag verstehen

¹⁶ Aus: Kirche mit Hoffnung, Leitlinien künftiger kirchlicher Arbeit in Ostdeutschland, im Auftrag des Kirchenamtes der EKD herausgegeben von Helmut Zeddies, Hannover 1998, S. 6.

und annehmen können. Die Kirche hat öffentlich die Gottesfrage wach zu halten. Zu diesem missionarischen Auftrag gehört es, christliche Überzeugungen so zu vermitteln, dass auch kirchlich distanzierte Menschen darin eine persönliche Relevanz für ihr eigenes Leben entdecken können. Voraussetzungen dafür sind die Kenntnis gegenwärtiger Lebensverhältnisse und das Gespräch mit den Menschen über ihre Lebensgeschichten und Lebensvorstellungen. So sind z. B. die Erfahrungen von Frauen in vielen Dingen andere als die von Männern, die von Jungen anders als die von Alten, die von Reichen anders als die von Armen, die von Nichtbehinderten anders als die von Behinderten.

Gerade in Glaubensfragen wird die Kirche zurzeit nicht immer als hilfreich und kompetent empfunden. „Was wir den Menschen eigentlich vermitteln wollen, um ihnen die Botschaft des Evangeliums nahe zu bringen, darüber wird in den Gemeinden und unter Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern ... offenbar wenig gesprochen.“¹⁷ Mehr als bisher muss es zur Aufgabe aller werden, die in der Kirche mitarbeiten, mit Menschen ins Gespräch zu kommen, die religiös auf der Suche sind oder der Kirche distanziert gegenüberstehen. Der Auftrag Jesu Christi „Gehet hin in alle Welt ...“ ist dabei nicht nur an die Mitarbeitenden in der Kirche gerichtet, sondern gilt der ganzen Gemeinde. Auch die Gemeinden müssen sich mehr als bisher den Menschen öffnen, die distanziert oder ausgetreten sind.

„Jeder Verein, jede Versicherung, jede Mitgliederorganisation muss Anstrengungen unternehmen, mit den Mitgliedern zu kommunizieren, ihnen Aufmerksamkeit und Interesse entgegenzubringen. In der Kirche jedoch wird dies nicht als vorrangige Aufgabe angesehen.“¹⁸

1.3.2. Rituelle und festliche Begleitung an den Eckpunkten des Lebens

Die meisten Menschen kommen mit der Kirche an den Schwellensituationen und Knotenpunkten des Lebens in Kontakt: Geburt, Abschluss der Kindheit, Hochzeit und Tod, aber auch Unfälle und Erkrankungen, Beziehungskrisen, Familienereignisse und Berufsprobleme oder Jahrestage und Festzeiten. Nach einer von McKinsey für die evangelische Kirche in München erstellten Studie verbinden 81 % der Befragten ihre Mitgliedschaft in der Kirche mit dem Wunsch, an Eckpunkten des Lebens von der Kirche rituell begleitet zu werden.

Längst hat sich auch außerhalb der Kirche ein Markt gebildet, auf dem „selbstgestrickte“ Dienstleistungen und Events für die Lebensübergänge angeboten werden. Denn es zeigt sich, dass mit dem Verschwinden religiöser Symbole oft auch der Verlust menschlicher Würde im Erleben, Feiern oder Verarbeiten existenzieller Grundsituationen einhergeht.

Für die evangelische Kirche ist es darum eine wesentliche Aufgabe, durch rituelle Formen, festliche Angebote und würdige Gestaltungen den Menschen mit den Texten, Symbolen und Einsichten des christlichen Glaubens zu helfen, ihre Krisen, Höhepunkte und besonderen Zeiten im Leben zu bewältigen, zu feiern oder zu verarbeiten. Nicht selten hängt die Einstellung vieler Menschen zur Kirche davon ab, ob sie bei diesen Kontakten mit der Kirche gute Erfahrungen machen oder nicht. Die Kirche sollte die rituelle, festliche und seelsorgliche Begleitung an den Eckpunkten des Lebens darum mit besonderer Sorgfalt gestalten, damit diese Anlässe zu Begegnungen werden können, in denen neue Kontakte zu distanzierten Kirchenmitgliedern geknüpft werden und neue Bindungen wachsen können.

¹⁷ A.a.O., S. 8.

¹⁸ Fremde Heimat Kirche. Die dritte EKD-Erhebung über Kirchenmitgliedschaft, herausgegeben von Klaus Engelhardt, Hermann von Loewenich, Peter Steinacker, Gütersloh 1997, S. 357.

1.3.3. Seelsorge und Beratung

Von der Kirche wird zu Recht erwartet, dass sie sich um die Sorgen und Probleme der Menschen kümmert. Viele wünschen sich darum eine seelsorgliche Kirche, die bei Krankheit und Trauer, bei Familien- und Lebensfragen, bei Unfällen und in persönlichen Notlagen mit Trost, Rat und menschlicher Solidarität präsent ist.

Unsere Kirche ist herausgefordert, als seelsorgliche Kirche einen Beitrag zum Selbstsein-Können des einzelnen Menschen zu leisten, zur Selbstvergewisserung. Dabei hat die Seelsorge in der Postmoderne die von Individualisierung und Pluralisierung geprägte gesellschaftliche Situation wahrzunehmen. Aufgabe unserer Kirche ist es, die Chancen und die gesellschaftlichen Möglichkeiten für den Einzelnen zu fördern und doch gleichzeitig den nachteiligen Konsequenzen und den entstandenen Überforderungsgefahren entgegenzuwirken.

Seelsorge und Beratung können helfen, Chancen zur Subjektwerdung aufzuzeigen, zwischen strukturellen/gesellschaftlichen Zwängen und selbstgesetzten/aus der eigenen Lebensgeschichte stammenden Grenzen zu unterscheiden.

Seelsorge ermöglicht einen Raum der Bewahrung, enthält aber gerade auch aus ihrer religiösen Perspektive heraus und vom christlichen Menschenbild her das Potenzial zur Veränderung: Seelsorge und Beratung ermutigen zum Verlassen eingefahrener Gleise und unterstützen die Überwindung von Widerständen gegen Veränderungen. Die christliche Tradition ermutigt zum Wahrnehmen – aber auch zum Transzendieren der Endlichkeit und Bruchstückhaftigkeit jedes menschlichen Lebens und gesellschaftlicher Zwänge.

Seelsorge und Beratung geschehen als Krisenintervention und Lebensbeistand, im Zuhören und in konkreter Unterstützung, im zugewandten Gegenüber und im Zuspruch befreiender Vergebung – sowohl durch Besuche und Gespräche in der Gemeindegemeinschaft als auch durch die Arbeit in Beratungsstellen, Krankenhäusern und besonderen Einrichtungen.

Durch Seelsorge und Beratung lässt Kirche sich ein auf das Suchen und Fragen der Menschen und hält es bei ihnen aus, auch ohne fertige „Lösungen“ anbieten zu können. Denn Seelsorge qualifiziert sich dadurch, dass sie dem einzelnen Menschen, seinen Lebensentwürfen und seinen Fragen vorurteilsfrei begegnet und ihm bei der Suche nach den für seine Situation angemessenen Lösungen Orientierung anbietet. Seelsorgliches Profil heißt aber auch, krankmachende Strukturen deutlich zu benennen und sich an ihrer Veränderung zu beteiligen.

1.3.4. Religiöse Bildung

Die Verkündigung der Kirche zielt auf selbstständiges und verstandenes Christsein. Doch gegenwärtig beobachten wir eine Entwicklung, die von manchen sogar als „religiöser Analphabetismus“ beschrieben wird. Viele finden keine Worte mehr für das, woran sie selber glauben oder was sie mit der Kirche verbindet. Zugleich dünnt der Bestand an religiösem Grundwissen und Brauchtum von Generation zu Generation weiter aus. Für eine Mehrheit entscheidet sich das Verhältnis zu Religion und Kirche während der Kindheit und Jugend. Im Blick auf die Zukunftsfähigkeit der Kirche wird es daher unabweislich, die Arbeit mit Kindern und Jugendlichen ins Zentrum zu rücken.

Der Weg zum Glauben muss ebenso als Bildungsaufgabe verstanden werden wie das Wachsen und Bleiben im Glauben. Dazu gehört auch die Frage, wie Glaube gelebt und empfunden wird. Wer mit eigenen Worten nicht mehr sagen kann, warum sie oder er sich als Christin oder Christ versteht oder in der Kirche ist, tritt irgendwann aus. So wird es zur Bildungsauf-

gabe, auch erwachsenen Menschen zu vermitteln, wie ihr Leben durch den Glauben an Reichtum und Wahrheit gewinnen kann.

Es sollte Sache jeder Gemeinde und aller kirchlichen Einrichtungen sein, für suchende christliche und nichtchristliche Menschen Angebote zu machen, die ihre Bedürfnisse unvoreingenommen aufnehmen und gemeinsam in der ihnen angemessenen Weise nach Orientierung fragen.

Diese Angebote müssen in ihrer Form und ihrem Inhalt den unterschiedlichen Zielgruppen mit ihrem jeweiligen Bildungshorizont angepasst werden.

Ein Beispiel: „Eine Woche leben mit Benachteiligten in sozialen Brennpunkten“ erschließt für viele Menschen neue Sichtweisen.

1.3.5. Diakonisches Handeln

Zu den wichtigen Aufgaben der Kirche gehört es (auch in der Wahrnehmung der Öffentlichkeit), für schwache und in Not geratene Menschen Partei zu ergreifen, ihnen Schutz zu bieten und für ihre Rechte einzutreten, damit sie ein Leben in Würde führen können. Diakonisches Handeln ist eine zentrale Lebensäußerung der Kirche. Darum engagiert sich die Kirche im sozialen Bereich und meldet sich in der öffentlichen Diskussion auch bei politischen Fragen zu Wort.

Für hilfs- und pflegebedürftige Menschen und ihre Angehörigen müssen diakonische Angebote in Zukunft auch weiterhin als kirchliche Angebote erkennbar sein. Ihre diakonischen Aufgaben darf die Kirche in Zukunft unter keinen Umständen vernachlässigen, auch wenn sich die diakonischen Einrichtungen immer mehr in einer Wettbewerbssituation am Markt behaupten müssen. Die zunehmende Ökonomisierung spaltet die Gesellschaft. Der damit verbundenen sozialen Kälte sollte die Kirche durch eine Kultur des Helfens ein warmherziges, einfühlsames Mitgehen mit Benachteiligten entgegensetzen. Das entbindet sie nicht von der Pflicht, die Prozesse, die zu diesen Benachteiligungen führen, kritisch aufzudecken und an ihrer Überwindung mit zu arbeiten.

1.3.6. Gesellschaftliche Verantwortung und Weltverantwortung

Das Eintreten für Gerechtigkeit, Frieden und Bewahrung der Schöpfung ist eine zentrale Aufgabe für Christinnen und Christen, Gemeinden und Kirche.

Die Leistungsfähigen und Einflussreichen in Wirtschaft und Politik müssen in die Mitverantwortung für diejenigen genommen werden, die unter ungerechten Verhältnissen leiden. Zugleich müssen die Benachteiligten ermutigt werden, für ihre Anliegen einzutreten, und befähigt werden, das ihnen Mögliche selbst beizutragen. Hierin liegt der christliche Beitrag für eine moderne, zukunftsfähige Demokratie.

Schöpfungsverantwortung zeigt sich nicht nur in einzelnen Ökoproyekten, sondern auch im bewussten Umgang mit Energie und Rohstoffen in Gemeindehäusern und Bauvorhaben. Die Entwicklungen in Medizin und Biologie stellen neue Fragen an den verantwortlichen Umgang mit Leben und Sterben. Dies betrifft nicht nur den individuellen Bereich der Seelsorge. Auch Verantwortungsträger in Krankenhäusern und wissenschaftlichen Institutionen sollten die Grundfragen christlicher Ethik immer wieder aufgreifen.

Alle diese Aufgaben zeigen, dass sich die Kirche vor Ort und regional nicht auf sich selbst zurückziehen kann. Sie braucht Kontakte zu Kommunen, Arbeitswelt, Presse und Politik, wenn sie nicht an den existenziellen Fragen vieler Menschen vorbei leben will. Dies gelingt,

wenn die Kirche hierbei auch die richtige Sprache findet, durchaus „Klartext“ redet und auch in bestimmten Fällen Konflikte nicht scheut.

Angesichts der zunehmenden Privatisierung von Religion muss die Kirche ihren Öffentlichkeitsauftrag neu definieren und selbstbewusster als bisher wahrnehmen. „Die öffentliche Kirche muss selbstbewusste Eigenständigkeit nicht nur gegenüber dem Staat, sondern auch gegenüber der Wirtschaft, den Medien und anderen gesellschaftlichen Kräften entwickeln und bewahren.“¹⁹

1.3.7. Ökumenische Beziehungen

Die Kirche ist ihrem Wesen nach ökumenisch, auf weltweite Gemeinschaft angelegt. Jede Ortsgemeinde existiert nur als Teil der weltweiten Christenheit, darum pflegen viele Gemeinden und Kirchenkreise partnerschaftliche Beziehungen zu Christinnen und Christen in allen Kontinenten, um im Glauben voneinander zu lernen und vom spirituellen Reichtum der ökumenischen Partner inspiriert zu werden. Ihre Lebensverhältnisse und Probleme weisen häufig auf unsere Mitverantwortung zurück. Sie fordern dazu heraus, in Fragen des Welt Handels, der Kapitalverflechtungen und der Bündnisse der Machteliten uns parteilich auf die Seite der Armen und der ausgebeuteten Natur zu stellen.

„Ökumenische Beziehungen sind wie Adern und Nerven, die alle Glieder des Leibes Christi miteinander verbinden und damit für Austausch, Zirkulation und frischen Sauerstoff sorgen.“ (Rainer Groth)

Zugleich muss aber auch der Abbau der theologischen und organisatorischen Trennungen zwischen den Kirchen auf der Tagesordnung bleiben. Die Einheit der Kirche darf nicht nur Gegenstand von feierlichen Bekenntnissen sein. Die Kirchen müssen sich auch aufeinander zu bewegen, im gemeinsamen Gottesdienst und in gemeinsamen Aktionen.

Gott ist größer als alle menschliche Gotteserkenntnis. Deshalb muss die Kirche auf der Basis gegenseitiger Achtung den Dialog der Religionen suchen und um der Menschen willen konkrete Formen der Zusammenarbeit vereinbaren. Der Dialog wird aber nur dann ernsthaft geführt, wenn dabei die eigene Identität erkennbar und die Wahrheits- und Machtfragen gestellt werden.

1.3.8. Priestertum aller Gläubigen

Die Kirche lebt von der Mitarbeit ihrer Mitglieder. Nach reformatorischem Verständnis sind die Christinnen und Christen durch die Taufe dazu berufen und ermächtigt, die Aufgaben der Kirche selbst zu übernehmen, zu beraten und zu entscheiden. Dabei sollen Frauen und Männer, Junge und Alte aufgrund ihrer Begabungen und Fähigkeiten in den unterschiedlichen Aufgaben, Ämtern und Diensten gleichberechtigt zusammenarbeiten.

In der Praxis kann von einer Beteiligungskirche aber nicht immer gesprochen werden. In Deutschland hat sich die evangelische Kirche in einem beunruhigenden Ausmaß zur Kirche von haupt- und nebenamtlichen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern entwickelt.

Die ehrenamtlichen Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter sind das größte Kapital der Kirche – aber es gibt in der Kirche allenfalls in Ansätzen so etwas wie Mitarbeitendenentwicklung und Mitgliederförderung.

¹⁹ Wolfgang Huber, Kirche – wohin? Aus: Glaube und Lernen, 10. Jahrgang, 1995, S. 103.

„Die Zukunft der Gemeinden wird durch das neue Gewicht und die neue Würdigung ehrenamtlicher Arbeit bestimmt sein. Das besondere „Profil“ einer Gemeinde wird sich vorrangig an den Gaben ausrichten, die den Gliedern dieser Gemeinde verliehen sind und die durch wechselseitige Ermutigung geweckt und in Anspruch genommen werden. Aufgabe der Pfarnerinnen und Pfarrer wie anderer Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter wird es sein, solche Gaben zu entdecken und zur Entfaltung zu bringen. Die Planung von Vorhaben der Gemeinde wird sich an den Gaben orientieren, die sich wecken und in Anspruch nehmen lassen – nicht umgekehrt.“²⁰

²⁰ Wolfgang Huber, Kirche in der Zeitenwende. Gesellschaftlicher Wandel und Erneuerung der Kirche, Gütersloh 1998, S. 327.

Was wir wollen ... Zielorientierungen für unsere Kirche²¹

Nur eine Kirche, „die ihren eigenen Auftrag auf neue Weise ernst nimmt, kann auch ihren Ort in der Gesellschaft überzeugend wahrnehmen“ (Wolfgang Huber). Zugleich wird die evangelische Kirche aber auch die Strukturen und Formen ihrer Arbeit überprüfen müssen, wenn sie zukunftsfähig werden will. Es geht auch um eine Verbesserung kirchlicher Arbeit. Sie kann nur gelingen, wenn die Kirche in ihren Strukturen den „Wandel von der Behördenstruktur und Beamtenmentalität zur mitgliederfreundlichen, unternehmerischen und d. h. zur initiativen, effektiven und flexiblen Organisation“ (Rüdiger Schloz) vorantreibt.

1. Kleingläubig und in vorseilender Skepsis haben wir es zu lange als unveränderbar angesehen, dass die Akzeptanz der Kirche weiter schwindet, der Traditionsabbruch weiter um sich greift und die Kirchengaustritte sich auf hohem Niveau stabilisieren werden. Das wichtigste Ziel der anstehenden Strukturreform ist es, die Voraussetzungen dafür zu verbessern, dass dieser Trend gebrochen wird und die Kirche ihren Auftrag effizienter wahrnehmen kann. Dazu gehört aber auch, dass wir „unsere eigene Botschaft“ ernst nehmen, die Kirche offensiv in der Öffentlichkeit vertreten und der Durchsetzungskraft des Evangeliums wieder mehr vertrauen.

Wir wollen wachsen gegen den Trend!

2. Die Bereitschaft zu Reformen wächst in der Kirche. In vielen Gemeinden und kirchlichen Arbeitsfeldern geschehen zur Zeit Aufbrüche. Viele wollen nicht mehr weitermachen wie bisher. Doch zugleich präsentiert sich die Kirche an vielen anderen Stellen in ihren Angeboten und Formen noch wie eine Institution der Vergangenheit. Wir brauchen Innovationswettbewerbe in der Kirche, um in den eigenen Strukturen und Arbeitsformen zukunftsfähig zu werden.

Wir wollen eine konsequente Förderung von Ideen und Initiativen in der Kirche!

3. Kirchliche Arbeit vollzieht sich bisher in einem breit gefächerten Veranstaltungsangebot – mit häufig parallelen Strukturen und einem oft unverbindlichen Erscheinungsbild. Als Volkskirche brauchen wir weiterhin Pluralität und ein differenziertes Angebot – aber auch ein klares Profil. Deshalb können nicht mehr alle flächendeckend alles machen.

Wir wollen Differenzierung und Profilierung kirchlicher Arbeit und gezielte Bündelung von Personen und Ressourcen!

4. Bisher haben wir uns in der Kirche stark auf die Funktion der Ortsgemeinde als Kerngemeinde (Parochie) gestützt. In Zukunft gilt es, über die Parochie hinaus Zugänge zur Kirche zu schaffen und diese durch andere Formen von Gemeinde zu stärken.

Wir wollen eine neue Zuordnung von parochialen und regionalen Aufgaben, von gemeindlichen und funktionalen Diensten!

5. Kirchliche Arbeit vollzieht sich, verglichen mit anderen gesellschaftlichen Arbeitsfeldern, in großer Freiheit. So begrüßenswert dieses ist, hat es auch seine Kehrseiten. Unüberprüfbare Beliebigkeit und persönliche Neigungen bestimmen die Arbeit. Es gibt zu viele Menschen in

²¹ Ebenfalls in Mölln am 14. Februar 2001 vorgetragen. Entnommen aus: „Kirche mit Zukunft“, herausgegeben von der Kirchenleitung der Evangelischen Kirche von Westfalen im Mai 2000. Die ganze Reformvorlage ist im Internet zugänglich unter: http://reformprozess.ekvw.de/fileadmin/sites/reformprozess/dokumente_reformprozess/kirche_mit_zukunft.pdf; hier werden zitiert: S. 8-10.

der Kirche, die ohne Überprüfung das machen, was sie wollen. Wir brauchen in Zukunft viel mehr als bisher Zielorientierung in der kirchlichen Arbeit, die auch Formen der Überprüfung beinhaltet.

Wir wollen verbindliche Standards und Zielvereinbarungen sowie regelmäßige Überprüfung kirchlicher Arbeit!

6. Die Diskussion über zurückgehende Zahlen, schwindende Akzeptanz und notwendige neue Aufgaben in der Kirche schlägt sich bisher gerade bei den engagiert Mitarbeitenden als verstärkter Druck zu mehr Arbeit und größeren Anstrengungen nieder. Doch viele Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter fühlen sich zurzeit mit ihrer Arbeit in der Kirche nicht wirklich gewürdigt. Sie haben ein Recht auf regelmäßige und wertschätzende Gespräche. Reformen, Umstrukturierungen und auch Einbußen müssen von Respekt vor oft langjähriger Arbeit begleitet werden. Wir brauchen eine neue Kultur der Aufmerksamkeit in der Kirche.

Wir wollen regelmäßige, persönliche Arbeits- und Laufbahngespräche!

7. Bisher wurden Initiative und Leistung in der Kirche zu wenig belohnt, besondere Qualifikationen und Begabungen zu wenig beachtet und gefördert. In Zukunft muss sich die Kirche um die Motivation ihrer Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter mehr bemühen, besonderes Engagement würdigen, Begabungen und Kompetenzen besser nutzen und gezielter fördern. Es kann nicht beliebig sein, ob Mitarbeitende viel oder wenig tun, Initiative ergreifen oder alles laufen lassen.

Wir wollen eine aufmerksame Wahrnehmung und Förderung besonderer Begabungen, Qualifikationen und Leistungen in der Kirche!

8. Die Kirche braucht Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter, die in ihren Arbeitsfeldern mit zeitgemäßen Mitteln auf hohem Niveau professionell arbeiten. Professionelle Fortbildung ist aber bisher in der Kirche noch zu sehr in das Belieben der Mitarbeitenden gestellt.

Wir wollen deutliche Fortbildungsverpflichtungen!

9. Das größte Kapital der Kirche sind die Menschen, die in ihr arbeiten, besonders die ehrenamtlichen Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter. Eine Mitarbeitendenentwicklung gibt es in der Kirche aber erst in Ansätzen. Ohne Zweifel wird die Kirche ihre Aufgaben in Zukunft eher mit weniger als mit mehr bezahlten Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern bewältigen müssen. Im Blick auf die Zukunft gibt es darum für die Kirche kaum eine wichtigere Aufgabe, als Mitarbeitende zu gewinnen, zu qualifizieren, gezielt zu fördern und zu pflegen.

Wir wollen eine zukunftsorientierte Personalentwicklung und mehr Beteiligung von „Laien“ in der Kirche!

10. In den letzten Jahren sind in der evangelischen Kirche eine Vielzahl von Themen diskutiert, Vorlagen produziert und Beschlüsse gefasst worden, deren praktische Umsetzung entweder unendlich zäh verlief oder kaum zu deutlichen Veränderungen geführt hat. Wir müssen daher in der Kirche eine strategische Planungskompetenz entwickeln, sodass bei Vorlagen und Beschlüssen gleich mit überlegt wird, wie sie bekannt gemacht, vor Ort umgesetzt und überprüft werden können.

Wir wollen klare Auftragsbeschreibungen und strategisches Planungsdenken auch in der Kirche!

11. Die synodale Ordnung unserer Kirche ermöglicht eine breite Mitwirkung. Diese darf aber nicht dazu führen, dass drängende Entscheidungen verzögert und die notwendige Wahr-

nehmung von Leitung in der Kirche erschwert werden. Zwischen notwendiger Mitwirkung und schneller Entscheidungsfähigkeit gilt es eine neue Balance zu finden.

Wir wollen Beteiligung möglichst vieler an den Entscheidungsprozessen, aber auch die Wahrnehmung von Leitung in der Kirche!

12. Zu Recht wird in der evangelischen Kirche Wert gelegt auf die Beteiligung möglichst vieler an den Entscheidungsprozessen. Aber inzwischen ist die Vielzahl von Ausschüssen, Gremien, Arbeitsgruppen und Beiräten auch für Insider nicht mehr zu überblicken. Häufig haben die Ergebnisse dieser Gremien keine Relevanz für die Kirchenmitglieder, sondern dienen eher dem reibungslosen Ablauf des innerkirchlichen Betriebs. So entsteht der Eindruck: „Kirchenleute machen Kirche für Kirchenleute.“

Wir wollen eine Durchforstung von Ausschüssen, Gremien, Arbeitsgruppen, Beiräten und eine Orientierung an zwingenden Anlässen und klaren Notwendigkeiten!

13. Die Kirche begegnet ihren Mitgliedern zu oft mit der Schwerfälligkeit einer nach Zuständigkeiten und bewährten Regeln reagierenden Behörde. Auf berechtigte Anfragen, neue Entwicklungen oder Einwirkungen von außen reagiert sie häufig eher defensiv oder zu spät. Um den veränderten Mitglieder- und Teilnahmeinteressen gerecht zu werden, muss die Kirche aus der Defensivmentalität herauskommen und sowohl zeitgemäße Kommunikationsformen als auch freundliche und flexible Dienstleistungsformen im Kontakt zu ihren Mitgliedern entwickeln.

Wir wollen Flexibilität und Initiative in der Kirche!

14. Die Kirche braucht sich mit ihrer Arbeit in der Öffentlichkeit nicht zu verstecken. Mit vielen gemeindlichen, funktionalen und sozialen Diensten leistet sie eine unverzichtbare Arbeit für die Gesellschaft. Sie tut sich aber schwer damit, den Wert und das Gewicht dieser Arbeit auch selbstbewusst in der Öffentlichkeit zu vertreten. Eine innere Distanz kennzeichnet auch die Beziehung vieler Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter zur Kirche. Viele von ihnen geben sich in der Öffentlichkeit nicht als Mitarbeitende der Kirche zu erkennen. Ein selbstbewusstes Eintreten für den Wert kirchlicher Arbeit und die Identifikation mit den gemeinsamen Zielen sind jedoch unumgänglich, wenn wir in der evangelischen Kirche ein Wir-Gefühl entwickeln wollen.

Wir wollen Identifikation mit den gemeinsamen Zielen und Stärkung des Wir-Gefühls in der Kirche!

15. Wir haben es zu lange hingenommen, dass die evangelische Kirche in der Öffentlichkeit und vor allem bei jüngeren Menschen kein überzeugendes Image hat. Die Kirche hat ein verstaubtes Erscheinungsbild. Eine Veränderung hängt nicht zuletzt auch von einer professionellen Öffentlichkeitsarbeit ab. In Zukunft sollte die Öffentlichkeitsarbeit daher zu einer strategisch zu planenden und umzusetzenden Schwerpunktaufgabe jeder Gemeinde, jedes Kirchenkreises und auch der Nordelbischen Kirche werden.

Wir wollen eine neue professionelle Öffentlichkeitsarbeit in der Kirche!

Weisung suchen – nicht erschlagen²²

Ich grüße Sie herzlich zu Ihrem Kreisbauerntag in Schwarzenbek und weiß, wie sehr Sie auf ein Wort des Verstehens und der Solidarität durch einen Vertreter der Kirche in der aufgelegten BSE-Debatte warten.

Um es gleich vorweg zu sagen: Es tut mir leid, dass so harte Worte wie „Verbrechen“ und „Gotteslästerung“ gefallen sind. Sie werden vielleicht verständlicher, wenn man genau auf den Wortlaut und auf den Zusammenhang achtet und sie nicht, herausgelöst aus allen Zusammenhängen, als Waffe in der Auseinandersetzung missbraucht. Aber eben, weil sie so missverständlich und so hart sind, sollten wir sie im Umgang miteinander und im Nachdenken über die beste Lösung eines schwierigen Problems nicht benutzen.

Bedauert habe ich auch den groben Keil, mit dem Herr Böge auf den groben Klotz des Bischofs reagiert hat. Ich möchte die Worte lieber nicht wiederholen, weil sie sich sonst in den Köpfen festsetzen und durch nichts wieder zu entfernen sind. Wir sollten aufhören, in dieser Weise miteinander zu reden.

Deshalb ist mir so wichtig, welche biblische Losung uns gerade heute begleitet: „Des Priesters Lippen sollen die Lehre bewahren, dass man aus seinem Munde Weisung suche; denn er ist ein Bote des Herrn.“ Maleachi 2,7

Wir Kirchenleute, ob Bischof, Propst oder Pastor, sollen das Wort der Verkündigung sagen, das Trost bringt, Versöhnung stiftet und zu einem Leben in Frieden und Gerechtigkeit anleitet.

Wahr ist, dass uns die BSE-Krise vor große Herausforderungen stellt. Wir sind ungewollt in die Situation geraten, dass nun massenhaft Tiere geschlachtet werden müssen, nicht etwa zum Verzehr wie ursprünglich gedacht, sondern zur Entlastung der Ställe und Märkte und auch aus Gründen der Gesundheit und des Verbraucherschutzes.

Die betroffenen Bauern und ihre Familien sind unmittelbar in ihrer Existenz getroffen, sie müssen miterleben, wie ihre sorgfältige und fachkundige Arbeit zunichte gemacht wird. Das Zusammenbrechen der Preise und Märkte bedroht ihr Familieneinkommen, sie brauchen dringend unsere Hilfe und Unterstützung.

Ich kann die vorgeschlagenen Maßnahmen in ihrer Bedeutung und in ihrer Sinnhaftigkeit nicht im einzelnen beurteilen, auch wenn ich als Laie hier und da eine Meinung dazu habe. Ich möchte nur gern erreichen, dass der Raum und die Möglichkeit erhalten bleiben, vernünftige Wege aus dieser Krise zu finden.

Dazu gehört als erste Voraussetzung, dass wir einander nicht mit Worten erschlagen, sondern zuhören, argumentieren, die besten Lösungen in Erwägung ziehen, nötige Kompromisse eingehen und die dann am Ende betroffenen Menschen finanziell entlasten. Dazu müssen wir alle beitragen an unserem jeweiligen Platz. Die BSE-Krise ist keine Krise der Landwirtschaft allein, sondern eine Krise unserer gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Entwicklung unter den Bedingungen von Massenproduktion und Globalisierung.

²² Ansprache beim Kreisbauerntag in Schwarzenbek am 16. Februar 2001; abgedruckt in: Leuchten wie des Himmels Glanz. Lebenszeichen aus dem Lauenburger Land. Ausgewählte Predigten von Peter Godzik, Rosengarten b. Hamburg: Steinmann 2008, S. 84 ff.

Mir kommt es darauf an, dass zwei Optionen offen gehalten werden: Erstens die vernünftige Lösung der akuten Krise auf dem Rindermarkt und in den Kuhställen. Und zweitens ein besonnener Umbau der Landwirtschaft in eine ökonomisch und ökologisch, biologisch und ethisch verantwortbare Richtung.

Erlauben Sie mir ein Wortspiel mit den Namen der beiden Hauptverantwortlichen auf Bundesebene: besonnen muss es zugehen, wie es der Bundesverbandspräsident Sonnleitner fordert, und kühn zugleich, wie es die neue Bundesministerin für Verbraucherschutz und Landwirtschaft, Frau Künast, vorschlägt.

Auch wenn hier und da wieder Kritik an unzulänglichen Äußerungen hörbar wird – „in die deutschen Rinder gehören nur Wasser, Getreide und Gras, aber was ist mit dem Eiweiß für die Milchkühe?“ – wir müssen lernen, auf die Aussageintentionen zu achten, uns miteinander auf gemeinsam zu beschreitende Wege verständigen und einander helfen, auch die Einzelheiten richtig zu verstehen und zu benennen.

Wir stehen vor der Herausforderung, die zur Schlachtung bestimmten Tiere auch tatsächlich zu schlachten, auch wenn ihr Fleisch derzeit niemand in der Menge essen möchte, die eigentlich nötig wäre, um normale Marktverhältnisse wiederherzustellen. Es ist nach wie vor in Ordnung, deutsches Rindfleisch und deutsche Rindfleischprodukte zu kaufen und zu essen, aber niemand kann dazu gezwungen werden, das sind nun mal die Regeln des freien Marktes.

Was wir aber keineswegs zulassen sollten, ist, dass wir anfangen, einander zu „schlachten“ mit harschen Worten und gegenseitigen Schuldzuweisungen. Wir alle müssen genau hinhören, besonnen und kühn handeln, denen beistehen, die besonders hart getroffen sind. Die Krise um das liebe Vieh darf uns nicht dazu verleiten, Menschen viehisch und Tiere menschlich zu behandeln. Wir haben da auch Grenzen und Unterschiede zu beachten, die bei den hochkochenden Emotionen nicht alle über Bord geworfen werden dürfen.

Dazu gehört auch die klare theologische Unterscheidung zwischen den geistlichen und den weltlichen Dingen. Die Bewältigung der BSE-Krise gehört in das weltliche Regiment, auch wenn sie viele ethische Dimensionen hat. Aber es geht nicht um das Seelenheil der Menschen, und es ist eine gefährliche Entwicklung, wenn einzelne in der Sache befasste und engagierte Menschen sich nun von der Kirche angegriffen und in ihrer Seele beschwert fühlen.

Wir müssen das Recht haben, unsere Trauer und Empörung über die schwierige Entwicklung jeweils aus unserer eigenen Sicht auszudrücken. Aber wir dürfen einander nicht mit Worten „erschlagen“, die das Suchen nach vernünftigen und gemeinsamen Lösungen unmöglich machen.

Noch einmal die Erinnerung an die biblische Losung des heutigen Tages: „Des Priesters Lippen sollen die Lehre bewahren, dass man aus seinem Munde Weisung suche; denn er ist ein Bote des Herrn.“ Maleachi 2,7

Ich hoffe, Sie verstehen, was ich Ihnen mit all dem sagen möchte. Ich halte es nicht für die Aufgabe der Kirche, Lösungsvorschläge in einer Krise derart massiv anzugreifen. Ethisch bedenkliche Wege dürfen und müssen freilich kritisiert werden mit guten Argumenten. Noch besser ist es, alternative Vorschläge zu machen, die ethisch vertretbar sind und deren finanzielle Auswirkungen dann von allen gemeinsam getragen werden.

Aufgabe der Kirche ist es vor allem, den betroffenen Menschen nahe zu sein, sie zu trösten, sie zu verstehen und ihnen deutlich zu machen, dass eine Fehlentwicklung oder eine Krise in

weltlichen Dingen nicht sofort Folgen für unser Seelenheil haben muss. Wenn wir allerdings die Chance versäumen, jetzt umzukehren, Buße zu tun und einfach so weiter machen wie bisher, dann ist uns nicht zu helfen, dann sind wir auch in unserer menschlichen und gesellschaftlichen Entwicklung in großer Gefahr.

Gott will, dass allen Menschen geholfen werde und sie zur Erkenntnis der Wahrheit kommen. Das schließt die Achtung der Berufe, ob nun Landwirt oder Politiker, mit ein. Nur als gerechtfertigte Sünder vor Gott können wir einander den Respekt und die Achtung zollen, die nötig sind, um schwierige Konflikte einvernehmlich miteinander zu lösen.

Drücken Sie Ihren Zorn aus, machen Sie sich Luft bei allem, was Sie beschwert. Aber achten Sie das Gegenüber so sehr, dass Gespräch und gemeinsame Aktion immer noch möglich sind. Das gilt auch für Ihr Verhalten sowohl gegenüber der schleswig-holsteinischen Landwirtschaftsministerin als auch gegenüber dem Lübecker Bischof.

Gespannt bin ich nun, welche Lösungsvorschläge zur Bewältigung der akuten Krise Sie miteinander erwägen, und vor allem, welche Vorschläge Sie zur Weiterentwicklung unserer so wichtigen deutschen Landwirtschaft machen, die nach wie vor das Vertrauen der meisten Verbraucher und auch mein Vertrauen genießt. Für unser tägliches Brot, für unser Essen und Trinken, sind wir auf Menschen angewiesen, die mit Herz und Verstand unter Einsatz von Zeit und Kraft und dem nötigen fachkundigen Wissen auf der Grundlage eines befriedigenden und auskömmlichen Berufes unsere Lebensmittel erzeugen. Ich bin den bäuerlichen Familien und Betrieben dankbar, dass sie sich dieser Aufgabe widmen und bange mit Ihnen um Ihre Existenz und Ihr Auskommen in einem der wichtigsten traditionellen Berufe in unserer Gesellschaft: der Landwirtschaft auf eigenem oder gepachteten Grund und Boden.

Herzlichen Dank für Ihre Aufmerksamkeit und ein gutes Gelingen Ihres Kreisbauerntages!

Stillesein und Hoffen²³

Was für ein Bibeltext zu Beginn des Missionsfestes: Jesus gebietet den Leuten, nichts von dem weiterzusagen, was sie gesehen und gehört haben. Am Anfang der Mission steht ein Predigtverbot! Aber dann bricht es aus ihnen heraus: Je mehr er es ihnen verbot, desto mehr breiteten sie es aus. Ob Jesus durch sein Verbot die Übertretung verursachen wollte? Mir kommt es so vor, als habe er durch sein Verbot so etwas wie eine Staumauer in ihre Herzen gelegt. Als es ganz vollgelaufen war, trat es über. Wie wir sagen: Wes das Herz voll ist, des geht der Mund über. Das Predigtverbot ist kein Missionsverbot. Es möchte zunächst einmal zum inneren Begreifen der Wahrheit führen. Ehe wir uns äußern, müssen wir selber innerlich davon überzeugt sein. Es gibt jedenfalls ein äußerliches, aufgeregtes Losplappern, hinter dem keine wirklich gefühlte und gelebte innere Wahrheit steht.

Vielleicht ist das schon das ganze Geheimnis der Existenz eines Taubstummen. Es ist das Verschlussensein nach außen – sowohl für das Hören wie für das Sprechen. Ein Taubstummer hört und spricht nach innen. Bis nach einer Inkubationszeit – wo alles innerlich konzentriert ist und ruht – alles nach außen bricht, was aufgenommen und weitergegeben werden muss im Hören und im Reden. Taubstumm-Sein heißt innerlich warten auf den Moment der Äußerung, des Überlaufens des Herzens, in Gesten und Worten, in Hingabe und Tat.

Jesus hat gesehen, dass der Taubstumme seine Inkubationszeit, seine Warte- und Ruhezeit, hinter sich hatte. Er heilte den, der reif war sich zu äußern und frei zu sein von aller inneren Hemmung. Und er spürte, dass die Zeugen dieses Heilungsgeschehens noch lange nicht reif waren, darüber sich kompetent zu äußern. Sie sollten lieber noch warten, innerlich reifen, selber noch ein Stück taub und stumm sein, bis auch sie so weit waren, seine Botschaft in die Welt zu tragen. Er wollte in ihnen jenen Stau erzeugen, der kraftvoll über die Mauern fließen lässt, wenn der innere Stausee voll genug ist: Wes das Herz voll ist, des geht der Mund über.

Wirklich geheilt ist nur der, der zuvor die Krankheit erlitten hat und versteht, was es heißt, davon erlöst zu sein. Es gibt eine Form der Gesundheit, die nicht versteht, woher die Kraft kommt, wirklich geistvoll zu hören und zu reden, und nicht einfach nur alles Mögliche aufzuschnappen und dann loszuplappern.

Was hat Jesus da gesehen und gehandelt an einem einzelnen, und was hat er versucht, den vielen zu vermitteln, die damals dabei waren? Wahres Hören und Reden ist eine schmerzliche Angelegenheit. Das kommt nicht aus unserem natürlichen Vermögen, das muss erst richtig aufgeschlossen werden im Bitten und Berühren, im Beiseite-Nehmen, im Konzentrieren, im Lösen und Befreien aus dem Geist Gottes. Hören und Reden ist Arbeit vor Gott, begleitet von manchem Seufzen, wenn sie wirklich gelingen und recht sein soll.

Übertragen auf unsere Situation als Kirche heißt das: Es macht nichts, wenn wir einmal in Situationen geführt werden, in denen wir wie taub und stumm erscheinen und nicht wissen, was und wie wir recht reden sollen. Wie in der Geschichte vom Priester Zacharias brauchen wir solche Zeiten des Stummseins, der Inkubation, um wieder zu neuen Kräften zu finden: Durch Stillesein und Hoffen würdet ihr stark sein, heißt es beim Propheten Jesaja.

Also schauen wir sie an – diese Zeiten des freiwilligen, des notwendigen und des auferlegten Schweigens.

²³ Predigt am 7. September 2003 über Markus 7,31-37 beim Lauenburgischen Landesmissionsfest in Gudow; abgedruckt in: Leuchten wie des Himmels Glanz. Lebenszeichen aus dem Lauenburger Land. Ausgewählte Predigten von Peter Godzik, Rosengarten b. Hamburg: Steinmann 2008, S. 121 ff.

Die Minderheitenkirchen, die heute unsere Gäste sind, durften zu bestimmten Zeiten nicht reden von dem, was sie als Christen bewegte. Sie waren verurteilt zum Schweigen und waren darin doch sehr beredt. Sie verstopften ihre Ohren vor der Propaganda der anderen, die immer schon wussten, worin das Heil der Menschen zu finden sei. Mit verstopften Ohren und verschlossenem Mund – taubstumm also – haben sie gelebt und überlebt, weil es die Zeit war, innere Kräfte zu sammeln, das Herz zu füllen mit tiefer Wahrheit. Und dann kam die Zeit, da die Mauern und Staudämme bröckelten, wo wieder frei fließen durfte, was die Menschen fühlten. Und das war jetzt nicht irgendetwas, sondern das im Stummsein innerlich Gefundene. Wer lange Zeit hat schweigen müssen, redet anders – tiefer, weiser, bescheidener. Vielleicht meint Jesus das mit dem Predigtverbot zu Beginn der Mission: Redet nicht gleich drauf los, so unerwachsen und unreif, so wenig tief und verständnisvoll. Haltet eine Zeitlang euer Taub- und Stummsein aus – und dann redet wie die Verliebten, die auch erst keine Worte finden können und dann nach dem tiefen Ausdruck dessen suchen, was sie erlebt und empfunden haben.

Mission, liebe Gemeinde, erwächst aus dem Schweigen und Stummsein – bis das Herz gar nicht anders mehr kann, als die Wahrheit dessen zu bezeugen, der uns frei und heil gemacht hat. Er hat alles wohl gemacht; die Tauben macht er hörend und die Sprachlosen redend.

Auf diese Weise lässt sich die Zeit des Schweigen-Müssens in der Diaspora unter einschränkenden politischen Bedingungen positiv und konstruktiv verstehen. Und es fällt ein Licht auf unser Schweigen und Stummsein heute. Könnte es sein, dass wir in die tiefe Krise der Finanzen und Strukturen geführt werden, damit wir als Kirche erst einmal sprachlos werden und nach innen hören? Dass wir aufhören, zu allem und jedem so volltönend zu reden, damit wir innerlich wieder wachsen und reifen und erst nach einiger Zeit wieder vollmächtig sprechen können? Es ist jetzt nicht die Zeit, vollmächtig zu reden – es ist die Zeit, ohnmächtig zu schweigen und darin von Gott verwandelt zu werden. Die anderen, die haben schweigen müssen durch so viel schmerzhaftes hindurch – die werden mit uns reden und zu uns reden und uns zeigen, wie heilsam Gottes Wort sein kann. Denn das ist doch das Geheimnis unseres heutigen Predigttextes: Der Taubstumme wird geheilt – und die anderen sollen erst einmal wirklich still sein. Unsere Zeit des Redens, unsere Zeit der Mission kommt schon noch, wenn wir innerlich gewachsen und reif dafür sind. So wie es eine Zeit gab, in der wir eine gesegnete Mission haben konnten – als solche, die gerade aus Taubheit und Stummsein geheilt worden waren, die Kraft hatten und die innere Autorität, wirklich vollmächtig zu reden. Ob unsere immer wieder so narzisstisch gekränkte Zeit und Welt die Geduld und Kraft aufbringt zu warten, bis Christus kommt und spricht: Hefata, tu dich auf! Ohne diesen Auftrag geht es freilich nicht. Mission ist keine Selbstbeauftragung von eigentlich taubstummen Leuten, sondern ein Warten auf den rechten Augenblick, bis der kommt, der allein sagen kann: Hefata, tu dich auf: rede, bezeuge, breite aus, was du gehört und gesehen hast.

Können wir das vertragen, dass Gott die einen heilt von ihrer Taubheit und ihrem Stummsein und dass er den anderen zumutet, zunächst einmal zu schweigen, um neu Kräfte zu sammeln? Durch Stillesein und Hoffen würdet ihr stark sein – so höre ich den Missionsauftrag Jesu an uns – und gleichzeitig bevollmächtigt er die bisher Tauben und Stummen zu hören und zu reden. Was für ein wunderlicher und genauer Gott – jedem das Seine. Nicht egal weg allen dasselbe verheißend und zusagend. Und wir müssen lernen zu unterscheiden und auszuhalten.

Mir ist um Gottes Mission nicht bange – die einen bevollmächtigt er, aus ihrem Schweigen nach außen zu treten und der Welt zu bezeugen, welche Hoffnung in ihnen ist – die anderen

lässt er verstummen, damit sie wieder neu Kräfte sammeln im Innern für eine neue Zeit der Mission nicht in Modernität und Beliebigkeit, sondern in Kraft und Wahrheit.

Gott segne unser Lauenburger Land im Hören und im Reden – und im Warten und im Schweigen. Amen.

Brief an einen Freund²⁴

Ratzeburg, den 23. August 2004

Lieber Freund, danke für Deine E-Mail.

Es geht mir nicht allein um den Kirchenkreis Herzogtum Lauenburg. Und es geht mir nicht um Macht. Ich möchte aber gern in einer Kirche leben, die von unten nach oben aufgebaut ist und in der die mittlere und obere Ebene nur wie ein schützendes Dach funktioniert und nicht allzu viel bestimmen will. Ich glaube, dass die Verfassung unserer Kirche so aufgebaut ist. Und ich glaube, dass das Prinzip der Subsidiarität genau das meint: die kleineren Einheiten haben Vorrang vor den größeren. So ist doch einmal Kirche entstanden. Und nun gibt es eine sozusagen katholische und moderne Versuchung: Zielvorgaben und Mittelverteilung von oben nach unten. Das wollte der Sozialismus schon so, das ist die Strategie mancher moderner Unternehmen. Aber es funktioniert nicht wirklich, weil es an den Menschen vorbei geht.

Ich habe meine Rolle in dem ganzen Verfahren so gesehen, dass ich sehr frühzeitig auf die Implikationen aufmerksam gemacht habe, die im Reformprozess liegen. Ich habe versucht, Augen zu öffnen und Bewusstsein zu schärfen. Ich habe nie nur Kritik geübt oder Lauenburg verteidigt. Ich habe Alternativmodelle vorgeschlagen. Du erinnerst Dich: schöne, gleichmäßige Sprengel und einigermaßen überschaubare Großkirchenkreise ohne Gliederung mit Groß- und Kleinpropst. Damit bin ich gescheitert. Ich habe einen neuen Flächenplan vorgelegt: die Orientierung an den kommunalen Grenzen. Das soll ja nun so kommen – wohl schon wegen der neuen Finanzverteilung.

Ich halte es für falsch, den kreisfreien Städten keine eigenen Kirchenkreise zuzugestehen. Kiel und Lübeck wären groß genug, Flensburg und Neumünster könnten auch als Orte für Regionalzentren wichtige Bedeutung bekommen. Ich kann mit der Verbindung von Lauenburg und Lübeck leben, zumal wenn es dann dem Großkirchenkreis überlassen bleibt, sich wieder raum- und situationsgerecht zu gliedern. Deshalb habe ich Dir in Kiel zugeflüstert: Merkst Du, dass die Luft aus der Kirchenkreis-Sache heraus ist?

Jetzt geht es um die Regionalzentren für Dienste und Werke. Und da schreie ich in der Tat „Aua!“ – nicht wegen irgendwelchen Machtverlustes, sondern wegen der Vermischung der Ebenen Kirchenkreis und Nordelbien. Wie soll das gehen, so ein *joint venture*, mit weitgehenden inhaltlichen und finanziellen Vorgaben? Wir bekommen eine zentralistisch geführte Kirche – und genau das will ich nicht!

Auf nordelbischer Ebene können wir uns verständigen auf Themen, Schwerpunkte – auch finanzielle Rahmenbedingungen vorgeben. Aber es geschieht doch eine schleichende Enteignung der Kirchengemeinden und Kirchenkreise, die die wichtige Arbeit vor Ort tun und Identifikation schaffen. Ich sehe nicht, dass die Dienste und Werke dieselbe Funktion ausfüllen können. Sie sind auch „Auswanderungsziel“ für manche Pastorinnen und Pastoren aus unterschiedlichen Gründen.

Ich finde die Zahl 5-6 für die Regionalzentren genauso willkürlich wie die Zahl 12 für die Kirchenkreise. Ich habe nichts dagegen, wenn 2-3 Kirchenkreise sich zu einem Regionalzentrum

²⁴ Dieser Brief antwortet auf den Vorwurf eines befreundeten Propstkollegen, mir ginge es bei meinen Einwendungen gegen die nordelbische Kirchenreform lediglich um den Erhalt des Kirchenkreises Herzogtum Lauenburg.

zusammentun. Aber was hat Nordelbien dabei zu suchen? Es gibt eine wilde Lust dieser nordelbischen Synode, dieser Kirchenleitung und dieser Kammer für Dienste und Werke Vorgaben von oben zu machen. Ach wie war es doch vordem in der schleswig-holsteinischen Landeskirche so schön, bequem, einfach.

Es mag ja sein, dass ich die neue Zeit nicht mehr so richtig mitbekomme. Ich habe sehr meditiert, was sich da im großen Sitzungssaal unseres Kirchenamtes in Kiel am Freitag abgespielt hat. Es ist eine neue Zeit und eine neue Kirche, die ich sehr kritisch sehe. Ich fürchte mich nicht vor Niederlagen. Manchmal gewinne ich ja auch. Ich werde meine kritischen Einwände zu den Regionalzentren (und die meine ich sehr ernst!) mit meinem Kirchenkreisvorstand und vor allem mit Dr. von Wedel, dem Vorsitzenden des nordelbischen Rechtsausschusses, beraten. Ich werde auf meinen KKV hören. Ich werde meine Thesen auch den Pastorinnen und Pastoren auf der nächsten Klausurtagung vorstellen. Und ich werde auch auf sie hören. Und dann entscheiden, ob ich mich in dieser Sache öffentlich melde.

Auch werden wir Lauenburger wohl überlegen, welche rechtlichen Schritte es eigentlich gibt, wenn eine Reform erzwungen wird, deren Sinn sich uns nicht erschließt. Es ist doch das meiste ein Ausweichen vor dem eigentlichen Problem: Nordelbien hat in reichen Zeiten angeschafft ohne Ende und kann das jetzt nicht im erforderlichen Maße zurückschrauben – und will es auch nicht. Ach, hätten wir doch noch die 30:70 Aufteilung. Aber nein, wir mussten den Vorwegabzug erfinden, haben Pastorenstellen geschaffen ohne Rücksicht auf Versorgungslasten.

Und nun soll der zweite Schritt der Enteignung kommen, der noch schlimmer ist: es geht nicht mehr nur ums Geld, es geht auch ums Bestimmen. Wer nur hat die Nordelbier dazu gebracht, so von oben Kirche neu strukturieren zu wollen. Ich möchte mich wehren dürfen – nicht zur Verteidigung meines Herzogtums, das kann und werde ich loslassen – sondern zur Verteidigung meines Bildes von Kirche. Ich bin gespannt, wie es weitergeht. Ich gebe mich auch damit zufrieden, dass einer später mal in den Akten findet: Da hat einer versucht, einen Zug noch aufzuhalten. Aber er ist über ihn hinweggerollt. Ich will nicht mit dem Kopf durch die Wand. Das überlasse ich anderen. Aber es schmerzt mich auch zu sehen, wer die Promotoren des neuen Regionalmodells für die Dienste und Werke sind.

Danke, dass Du wenigstens findest, dass uns nach wie vor der Grundkonflikt verbindet und dass es gegenseitige Wertschätzung gibt. Mich schmerzt, dass Du für Dich immer das Große und Ganze in Anspruch nimmst samt aller Theoriebildung und mich für jemanden hältst, der nur für seinen Kirchenkreis kämpft. Das ist nicht wahr. Ich kämpfe für eine Kirche, wie ich sie kenne und liebe, seit ich bewusst denken kann. Und in all meiner pragmatischen Argumentation und Modellbilderei schimmert doch auch etwas von dem durch, welches Bild von Kirche ich habe.

So, das war jetzt erst mal eine Antwort. Ich hätte gern mit Dir direkt telefoniert. Wir werden noch oft und viel um Nordelbien ringen. Ich kann auch aufgeben und hinnehmen. Nur schade finde ich es, wenn andere mit dem Anvertrauten und Geliebten so rigoros umgehen. Ich wünsche mir sehr, dass wir alle uns an dieser Reform nicht verheben.

Mit herzlichem Gruß, Dein Peter

Leadership: Einander dienen²⁵

Was für ein Predigttext für kirchenleitende Leute heutzutage! Wir dürfen teilhaben an den Sorgen und Nöten der Verantwortlichen in der Urgemeinde und erfahren etwas von ihrem Glauben, ihrer Zuversicht, ihren Bewältigungsstrategien in der Krise der Kirche.

Freilich, es war damals viel schlimmer als bei uns heutzutage. Wir werden ja nicht verfolgt und bedrängt, wir haben nicht dieses Leiden zu ertragen, das damals auf die Christen in einer heidnischen und feindseligen Umgebung auf sie zukam. Jedenfalls hier nicht in Westeuropa. Es gibt allerdings Gegenden in der Welt, da haben Christen auch heute zu leiden unter Verfolgung und Schmähung, unter Gewalt und Ungerechtigkeit. Wie schlimm sind die Bilder des Terrors, die jetzt auch Frauen und Kinder in so schrecklicher Weise treffen? Was sind dagegen unsere Sorgen, mit denen wir uns auch heute wieder beschäftigen müssen!

Und doch leidet derzeit in gewisser Weise auch unsere Nordelbische Kirche – unter Finanzknappheit und unter Reformdruck. Unsere Konvente und Tagungen sind davon bestimmt, es strengt uns durchaus auch an, wir geraten gelegentlich in Streit miteinander. Es ist gar nicht so leicht in diesen Tagen, kirchenleitende Verantwortung mit zu tragen.

Da kommen die Hinweise und Ermahnungen des Apostels, ursprünglich für eine ganz andere und noch viel tiefer angespannte Situation gedacht, gerade recht. Es sind Ermahnungen an die Älteren, die Jüngeren und an alle zusammen. Wir sollen Acht geben aufeinander, uns unterordnen, vor allem aber: nicht überheblich werden, sondern bereit sein, einander zu dienen.

Wir sind, wie der Apostel, im Hirtenamt der Kirche. Hirten sorgen für die Herde, die ihnen anvertraut ist, sie herrschen nicht, sie haben ein Dienstant. Jedem und jeder von uns ist das ins Stammbuch geschrieben, ja verfassungsmäßige Grundlage unseres Tuns. Bischöfinnen und Bischöfe, Pröpstinne und Pröpste dienen ihrer Kirche und ihren Gemeinden, sie achten auf Zusammenhalt und Einheit.

Das, was wir tun, sollen wir gerne und nicht nur widerwillig tun. Auch unsere Beteiligung an den notwendigen Reformprozessen wird von dieser Haltung bestimmt sein müssen: gerne und freiwillig, nicht gezwungen und unwillig. Im Streit um die Sache darf auch Eifer eine Rolle spielen, aber nicht im Festhalten an Machtpositionen, an Geld und Privilegien. Im eifrigen Streit um den besten Weg für unsere Kirche in eine lebbare und gestaltbare Zukunft werden wir uns gegenseitig daran erinnern müssen, wo der Eifer vielleicht nicht der Sache, sondern dem persönlichen Vorteil gilt. Kompliziert wird es unter uns immer da, wo wir zurecht allen Eigennutz zurückweisen und auf die Vertretung berechtigter Interessen verweisen, diese aber eher partikular und abgetrennt, statt umfassend und verbindend sind. Wir gestehen uns das ja gegenseitig zu: dass es uns um die Kirche, um die Sache Gottes in der Welt geht, nicht um schnöden Vorteil und Eigennutz. Aber wie verbinden und versöhnen wir die verschiedenen Ebenen und Interessen, für die wir verantwortlich sind?

Der Apostel Petrus hat nun allerlei Vorschläge und Hinweise für uns, an denen wir rechtes Verhalten erkennen können. So wie es Kennzeichen für die Kirche in der Welt gibt – *notae ecclesiae*, und dazu gehört auch das Aushalten von Leiden –, so gibt es Kennzeichen für an-

²⁵ Predigt über 1. Petrus 5,1-11 beim Pröpstekonvent am 15. September 2004 in der St. Petri-Kirche zu Ratzeburg; abgedruckt in: Leuchten wie des Himmels Glanz. Lebenszeichen aus dem Lauenburger Land. Ausgewählte Predigten von Peter Godzik, Rosengarten b. Hamburg: Steinmann 2008, S. 131 ff.

gemessenes Leitungsverhalten – leadership – unter den Gemeindeleiterinnen und Gemeindeleitern:

- Versucht nicht, die, die euch anvertraut sind, zu beherrschen, sondern seid ein Vorbild für eure Herde. Auch und gerade in der Art und Weise, wie ihr Konflikte austragt, Übereinstimmungen herstellt, Reformen voranbringt.
- Seid nicht überheblich, sondern bereit, einander zu dienen. Vielleicht ist das ja gegenwärtig das wichtigste Kriterium für gelungene Leitungsverantwortung: die Rücknahme von bestimmendem Einfluss hin zu dienender, zudienender Unterstützung. Nicht, dass eine Leitungsebene Einfluss hat, ist das Entscheidende, sondern dass sie dem geordneten Zusammenleben der Gemeinden dient – so hat auch Schleiermacher die Aufgabe der Kirchenleitung definiert.
- Es geht um Nüchternheit und Wachsamkeit. Es geht um das Festhalten am Glauben. Wir sollen eine Adresse wissen, wo wir unsere Sorgen ablegen können, um wieder frei zu sein für das Wesentliche. Wir sollen nicht zu viel selber machen, sondern unsere Sache Gott anvertrauen, der uns wieder aufrichten wird. Was für geistliche Vorschläge zur Bewältigung einer Krise! Einfach werden, bescheiden, hinnehmen, dienen – daraus wird Neues und Großes erwachsen!
- Und Acht geben sollen wir darauf, dass einer nur darauf wartet, einzelne aus der gemeinsamen Herde herauszuidividieren, abzuspalten, zu isolieren und unglücklich zu machen. Wir haben in dem ganzen Prozess der Neuordnung der Kirche darauf zu achten, dass wir das Ganze in ein gutes, geordnetes Zusammenwirken führen können. Deshalb müssen wir darauf achten, uns selbst und andere nicht abzuspalten, sondern gemeinsam, miteinander das neue Gefäß zu bauen, in dem wir miteinander leben können. Wenn zu viele Zumutungen für einzelne ausgesprochen werden, kann die gemeinsame Aufgabe nicht gelingen!

Und noch etwas, mahnt der Apostel: Gott selbst wird vollenden! Ihr müsst nicht alles auf einmal und perfekt schaffen! Ihr dürft Schritte gehen, Etappenziele formulieren, Pausen einlegen, noch einmal neu ansetzen. Denn: Gott wird euch Kraft und Stärke geben und euch auf einen festen Grund stellen.

Deshalb ist es so wichtig, nicht an den Fundamenten zu rütteln – des Glaubens schon gar nicht, aber auch nicht der Kirche. Wir dürfen Säulen aufrichten – meinetwegen auch zwei – aber der Grund muss stimmen, die Basis. Wir werden keine stabile Kirche bauen mit überschweren Dächern, wenn das Fundament nicht stimmt und die tragenden Säulen. Unten stark und oben leicht – so kenne ich jedenfalls stabile Gebäude. Umgekehrt fängt alles zu wanken an.

Aber seien wir sicher: der Grund ist gelegt. Keiner kann und will etwas anderes daraus machen. Im wesentlichen steht das Gebäude der Kirche. Jetzt geht es um Statik. Und dann um die Einrichtung – gemäß den Mitteln, die wir dafür zur Verfügung haben. Aber das, worüber hier und heute weiter gestritten werden muss, ist die Statik: Trägt das Ganze, stimmen die Gewichte und Proportionen? Ich will jetzt nicht einsteigen in die Debatte, aber das Thema benennen und uns alle ermutigen, auf die Worte des Apostels Acht zu geben: „Sorgt wie Hirten für die Herde, die Gott euch anvertraut hat. Gott will, dass ihr euch gerne und nicht nur widerwillig um sie kümmert ... Und: Seid nicht überheblich, sondern bereit, einander zu dienen“ (GN 78). Amen.

Unsere Mission im Lauenburger Land: Kirche aufrichten²⁶

Zweitausend Jahre ist es her, dass das Evangelium in Gestalt des Jesus von Nazareth das Licht der Welt erblickte. Tausend Jahre brauchte es, um bis zu uns in den hohen Norden ins Lauenburger Land zu gelangen. Der junge Abt Ansverus begann mit einer Missionstätigkeit, die erst nach seinem Märtyrertod 1066 reiche Frucht entfaltete. 1154 wurde das Bistum Ratzeburg unter Heinrich dem Löwen ein zweites Mal gestiftet. Slawen und Sachsen bekehrten sich gemeinsam zum christlichen Glauben und gründeten Kirchspiele im ganzen Land. Zahlreiche Feldsteinkirchen zeugen von der missionarischen Kraft des in deutschen Landen noch jungen Christentums. Luthers Reformation setzte, vermittelt durch Bugenhagen und andere, das Evangelium erneut auf den Leuchter und führte zur Lauenburgischen Kirchenordnung von 1585. Vielerorts mussten die Kirchen nach den verheerenden Folgen des Dreißigjährigen Krieges neu gebaut und geordnet werden. Und 1852 nahmen die Lauenburger unter dänischem Einfluss die Verpflichtung zur äußeren Mission auf, die neben der inneren Mission Wicherns zur dauerhaften Aufgabe unserer Gemeinden wurde.

Die beiden Weltkriege des 20. Jahrhunderts beschädigten das deutsche Ansehen im Ausland schwer, aber die Gemeinden der Missionsfelder blieben uns verbunden und brachten Frieden und Unterstützung zurück in unser Land, bis die eigene Kraft wieder wuchs, sich in die Welt aufzumachen und den Menschen mit dem Zeugnis von Wort und Tat zu dienen. Die Lauenburger haben das zusammen mit den Leipzigern und Breklumern auf vielen Gebieten in Papua Neuguinea, in Indien und Afrika getan in wechselnden Gefäßen und Zuständigkeiten, zuletzt besonders tief verbunden mit dem Nordelbischen Zentrum für Weltmission und Kirchlichen Weltdienst unter dem Direktorat von Dr. Joachim Wietzke.

Angesichts weitreichender nordelbischer Reformpläne, die womöglich das Ende der Lauenburgischen Selbständigkeit nach gehabtem eigenen Bistum, eigener Landeskirche über Jahrhunderte, Sondergebiet innerhalb Schleswig-Holsteins und wenigstens eigenem Kirchenkreis unter Weitergeltung wesentlicher Teile der Lauenburgischen Kirchenordnung einläuten, haben die Lauenburger am 5. Mai 2004 eine Synode zum Thema „Mission“ durchgeführt, um von der nach wie vor ungebrochenen missionarischen Kraft des christlichen Glaubens aus eigener Erfahrung zu berichten. Gottesdienste und Pilgerwege, missionarische Konzepte und evangelistische Aktionen, Projekte für Zielgruppen und „Perlen des Glaubens“ standen im Mittelpunkt. Aus der Arbeitsgruppe „Spiritualität der Mission“ soll an dieser Stelle berichtet werden.

Pastor Eckard H. Krause vom Amt für Missionarische Dienste der Hannoverschen Landeskirche gab der im Haus der Landeskirchlichen Gemeinschaft versammelten Arbeitsgruppe folgende Impulse zu Beginn der Gruppensitzung:

„Spiritualität der Mission“ meint keine Methode, sondern eine Haltung. Sie setzt vier neue Betrachtungsweisen voraus:

- (1) Das Gottesbild betreffend
der „heruntergekommene“ Gott ist „sterblich“ verliebt;
er hat Sehnsucht und Leidenschaft für die Menschen

²⁶ Abgedruckt in: Hans-Christoph Goßmann, Eberhard von der Heyde, Carola Kienel und Brigitte Richter (Hg.), Missionissima. Beiträge zur Zukunft von Mission, Ökumene und Entwicklung. Eine Festschrift für Joachim Wietzke, Frankfurt: Otto Lembeck 2005, S. 92 ff.

- (2) das Menschenbild betreffend
die Menschen sind Gottes „geliebte Kinder“;
die Welt ist die „Kirche in spe“ (Karl Barth)
- (3) das Selbstbild betreffend
ich bin Partner der Sehnsucht und Liebesarbeit Gottes;
ich öffne mich für Dienstbereitschaft und Hingabe
- (4) das Gemeindebild betreffend
Gemeinde lebt nicht selbstgenügsam, sondern geht auf andere zu;
eine Aura, ein Klima von Mission wäre zu schaffen

In der Aussprache werden biblische Geschichten benannt, die die neue missionarische Grundhaltung stärken und fördern:

- (1) das Gottesbild betreffend
1. Könige 19: Der eifernde Elia wird in der Wüste gerettet und erfährt einen sanfteren Gott; er bekommt einen Mitarbeiter an seine Seite.
- (2) das Menschenbild betreffend
Lukas 15: Die Menschen finden sich oft in der Rolle der „verlorenen Söhne und Töchter“; Gott breitet seine Arme aus, um sie in Empfang zu nehmen.
- (3) das Selbstbild betreffend
Markus 1: Gott braucht mich mit meinen Gaben und Fähigkeiten als Fischer und Netzknüpfer, als Hirte und Sämann.
- (4) das Gemeindebild betreffend
Markus 2: Wir bilden eine „tragende Gemeinschaft“ und wissen, wo das Heilsame, der Heiland zu finden ist.

Es werden Beispiele aus dem persönlichen Erleben und aus dem Erleben der Gemeinden benannt.

- Gott lebt selbst in Beziehung (Trinität) und stiftet Beziehung: Er teilt sich mit, er leidet mit.
- Die missionarische Grundhaltung müsste auch in Struktur und Gestalt der Kirche (Barmen 3 + 4) zum Ausdruck kommen.
- Lebendige Gemeinden knüpfen Beziehungen und leben in Kleingruppen (Luthers „dritte Weise“).
- Kleingruppen bedeuten nicht Rückzug, sondern Stärkung für den Auszug in die Welt.
- Jesus wendet sich besonders den Verlorenen zu bzw. denen, die verlorenzugehen drohen (Lukas 15).

Praktische Anregungen:

- acht Abende für Mitarbeitende durchführen
- von der Schönheit des Glaubens schwärmen
- weltliche Sprache lernen
- Leute von außen holen für projektbezogenen Gruppenabende
- mit Glaubenskursen arbeiten von Andreas Ebert, Klaus Douglass, Burghard Krause o.a.
- Jahresprojekt mit Impuls am Anfang, Gespräch in der Mitte, Kleingruppen am Ende
- die verschiedenen „Farben des Glaubens“ (Christian A. Schwarz) helfen, die christlichen Geschwister in ihrer Unterschiedlichkeit zu respektieren

- Konzepte unterschiedlicher religiöser Grundbedürfnisse (Schjelderup, Fromm, Scharfenberg) helfen, die christlichen Geschwister in ihrer jeweiligen Biografie (Suchbewegung) zu verstehen.

Tabita, die Kirche, hat sich zu sehr verausgabt, jetzt braucht es „Petrusse“, die sich in die Sache hineinknien (Apostelgeschichte 9). Es kommt darauf an, im Zentrum die „Kernspannung“ zu erhöhen, damit wir wieder „glühen“. Zur Mitwirkung im Werk des Heiligen Geistes: „Schaffet, dass ihr selig werdet, mit Furcht und Zittern. Denn Gott ist's, der in euch wirkt beides, das Wollen und das Vollbringen, nach seinem Wohlgefallen“ (Philipper 2,12-13).

Soweit der Bericht aus der Arbeitsgruppe „Spiritualität der Mission“. Gedanken zur Wiederbelebung der Kirche sollen meinen Beitrag zu den „Missionissima“ als Dank an Direktor Dr. Joachim Wietzke abrunden.²⁷

Wir erinnern uns: Tabita, eine Jüngerin aus Joppe, die krank geworden war und starb, wird von Petrus wieder zum Leben erweckt und der ganzen Gemeinde „lebendig vor Augen gestellt“ (Apostelgeschichte 9). Diese Geschichte ist mir zum Gleichnis geworden für die Frage nach der Lebendigkeit von Kirche und Gemeinde in unserer Zeit.

Es wird nicht ausdrücklich berichtet, woran Tabita gestorben ist. Vielleicht hat sie sich verausgabt und ist daran gestorben. Immer nur hat sie für andere gesorgt und nie an sich selber gedacht. Sie hat versucht, den anderen etwas von sich mitzuteilen in all ihren Werken, aber die haben immer nur das Äußere gesehen, all die schönen Dinge, die sie bekamen, angenommen, aber gar nichts verstanden von der Person, die dahinter oder besser noch: die darin war. So hat sie sich verzehrt an andere, ist darüber krank geworden und gestorben.

Für mich liest sich das wie die Geschichte unserer Kirche in unserer Zeit. „Da war eine Kirche, die war voll guter Werke und Almosen, die sie gab. Es begab sich aber zu der Zeit, dass sie krank ward und ...“

Nun, gestorben ist die Kirche noch nicht, aber sie ist in Gefahr, sich nach außen hin zu verausgaben und ihre innere Kraft zu verlieren. Und wenn es dann geschieht, dass die Menschen nicht einmal mehr auf die guten Werke und Almosen, also auf die diakonische Arbeit der Kirche, angewiesen sind, dann kann es geschehen, dass sie ganz stirbt, weil niemand sie mehr braucht. Innerlich leer geworden und in ihren äußeren Taten überflüssig – das könnte tödlich werden für unsere Kirche in der heutigen Zeit. Wie aber kann geschehen, dass sie wieder „lebendig vor unseren Augen“ steht?

In der Geschichte von der Auferweckung der Tabita sind mir drei Handlungen oder Haltungen des Petrus wichtig geworden, die eine Tote wieder lebendig gemacht haben. Und was eine einzelne Person verwandelt hat – wer weiß, vielleicht kann das auch eine Gruppe, eine Gemeinde, ein soziales Gebilde, einen Organismus wie die Kirche wieder zum Leben erwecken.

Erstens: Petrus schickt all die „Witwen“, die Trauergeister, hinaus. Er lässt sich von ihrem Weinen und Wehklagen, das den Tod nur fester schreibt und geradezu unüberwindlich macht, nicht beirren. Ich denke mir, dass das eine Haltung ist, die auch gegenüber unserer leidenden und von manchen schon totgesagten Kirche überaus angebracht ist und wahre

²⁷ Sie stammen aus einer Predigt über Apostelgeschichte 9,36-42; zuerst gehalten in Büdelsdorf am Pfingstsonntag, den 26. Mai 1985; erneut gehalten am 11. November 2003 zur Eröffnung der Kirchenkreissynode in Ratzeburg; abgedruckt in: Leuchten wie des Himmels Glanz. Lebenszeichen aus dem Lauenburger Land. Ausgewählte Predigten von Peter Godzik, Rosengarten b. Hamburg: Steinmann 2008, S. 125 ff.

Wunder bewirken könnte. „Fort, ihr Trauergeister ...“ – „Freunde, nicht diese Töne, sondern lasst uns freudenvollere anstimmen“.

Alle wissen, wie sehr unsere Kirche ins Gerede gekommen ist. Fernsehen, Zeitungen und Magazine sind voll davon. Was soll die Öffentlichkeit nur von uns denken? Welches Bild von Kirche, von ihrem Leben und ihrer Kraft, vermitteln wir derzeit? Man kann einen Menschen, eine Gruppe, eine gemeinsame Sache auch totreden. So lange über sie weinen und wehklagen, bis alle wirklich daran glauben, dass sie tot und erledigt ist. Verdient hat sie das nicht - und es ist auch nicht wahr, dass sie schon dermaßen krank ist und in den letzten Zügen liegt. Was uns fehlt, ist ein Petrus, der die Klage- und Trauergeister vertreibt, der mitten durch das Wehgeschrei hindurchgeht, sich nicht beirren lässt und uns zeigt, wie viel Leben noch da ist.

Zweitens: Nachdem Petrus alle hinausgetrieben hatte, „kniete er sich nieder, betete und wandte sich zu dem Leichnam und sprach: „Tabita, stehe auf!“ Wenn das doch auch alle täten, die unsere Kirche so kritisieren, beweinen und beklagen! Wenn sie aus ihrer negativen Haltung herausfinden könnten zu der Liebe und Hingabe, die allein Leben schaffen kann!

Petrus macht das, er kniet sich hin, er betet, er wendet sich zu. Wenn einer mich fragt, was wir alle miteinander für unsere kranke und scheinbar sterbende Kirche tun können in dieser Welt, dann ist es genau das, was in dieser Geschichte steht: sich hinknien, hineinknien in eine Sache, die einem lieb und wert ist, ihr zuallererst etwas geben, die eigene Liebe, die eigene Wärme, das eigene Leben. Beten, d.h. um eine Kraft bitten, die noch größer ist als alles, was ich selber geben kann. Mich zuwenden, mich selber schenken, damit aus dem Toten etwas Lebendiges wird.

Ich weiß, dass es in unserer Kirche immer noch viele Menschen gibt, die sich so verhalten wie Petrus. Die all das Klagende und Weinende beiseiteschieben, die sich selber geben und einbringen mit all ihren Kräften. Und die verstehen zu beten, wenn sie spüren, dass es noch auf mehr ankommt als nur auf die eigene Kraft. Die bitten können um die Kraft des Heiligen Geistes, damit er uns leiten möge in alle Wahrheit.

„Das Leben wird siegen“ – mit dieser Gewissheit im Glauben ist Petrus damals der Tabita begegnet. Mit dieser Gewissheit im Glauben sollten wir alle der Kirche und ihren vielfältigen Aufgaben in der Welt begegnen. „Das Leben wird siegen“ – wer so glauben kann, verändert und verwandelt die Welt, andere Menschen und auch sich selbst. In der Geschichte heißt es: „Und sie tat ihre Augen auf; und da sie Petrus sah, setzte sie sich aufrecht.“

Petrus mit seiner Liebe und mit seinem Glauben ist offenbar ein Grund gewesen für einen anderen Menschen, sich aufzurichten, innerlich hochzukommen und wieder Mut zu schöpfen für das Leben. Ob wir auch solche Petrusse sein können? Menschen, deren Anblick und Vorbild andere ermutigt zum Leben? Ich wünsche mir eine solche Kirche, die ihr Leben an andere weitergeben kann.

Und drittens: Petrus gibt Tabita die Hand, lässt sie aufstehen, ruft die Gemeinde und stellt sie lebendig vor ihre Augen. Auch das ist mir zum Gleichnis geworden für unser Verhalten der Kirche gegenüber. Machen wir das auch so? Geben wir ihr die Hand, lassen wir uns ein mit ihr? Und stellen wir sie anderen lebendig vor Augen? Das ist für mich die wichtigste Frage geworden. Wer nur herumkritisiert, nörgelt, überhaupt nur negative Stimmung verbreitet, der nimmt die Luft zum Atmen. „Schönheit“, so heißt ein Sprichwort, „ist im Auge des Betrachters“. Wie ich Menschen und Dinge anschau, so werden sie für mich.

Deshalb: Lasst uns mit den Augen des Petrus Tabita, die Kirche, anschauen. Und wenn wir gemerkt haben, wie lebendig sie für uns ist, dann lasst uns hingehen und anderen davon

erzählen. Lasst uns all unsere Liebe und Phantasie aufwenden dafür zu zeigen, wie lebendig Kirche ist, lasst sie uns lebendig anderen vor Augen stellen. „Dann wird der Tod überwunden und das Leben siegen.“

Ich nehme die Tabita-Geschichte noch einmal anders auf: Wenn ein Unternehmen die Strategie hat, Kunden zu erreichen mit einem Gang an die Peripherie, sich sozusagen veräußert, um den Menschen nahe zu sein („Kirche für andere“), und dann erlebt, dass die Menschen, denen sie nachgeht, doch nicht kommen oder folgen, sondern dass nun auch noch die in der Mitte Stehenden sich lösen und weggehen, dann muss dieses Unternehmen seine Strategie ändern, die Veräußerlichungen lassen und wieder sehr zentral werden. „Weniger ist mehr“ – Zentrales, Herzliches ist wesentlich.

Der eigene Name, die eigene Identität, ist wieder zu entdecken, um lebendig und anziehend zu sein. Tabita hat angezogen (andere mit Kleidern versorgt), war aber selber nicht anziehend genug. Petrus stellt die Lebendigkeit wieder her durch Zuwendung zum Zentralen, zum Herzen, und macht Tabita so wieder lebendig und attraktiv für ihre Umgebung.

Lasst uns so Kirche umbauen und wieder aufrichten.

Wertmaßstäbe einer christlich orientierten Politik²⁸

Seit Christen aus der Verfolgung und Duldung in die Position der verantwortlichen Mitgestaltung von Politik und Wirtschaft rückten, haben sie politische Leitbilder entwickelt, die ihr Verhalten in diesen Verantwortungsbereichen bestimmen sollten. Sie beriefen sich dabei nicht nur auf den Dekalog (Ex. 20), das Doppelgebot der Liebe (Mt. 22,37-40), die Bergpredigt (Mt. 5) und die Evangelischen Räte (Mt. 19,12.21; Lk. 6,40), sondern fanden Maßstäbe für gerechtes christliches Handeln überall in der Bibel.

Das erste große und einleuchtende Konzept öffentlich gelebter Verantwortung war das politische und theologische Programm der ottonischen Reichskrone.²⁹ Über 800 Jahre beugten sich die Kaiser unter diese Insignie, die mit ihrem christuszentrierten und biblisch begründeten Programm eine christlich orientierte Reichspolitik sicherstellen wollte. In den vier Bildplatten der vom Reichsbischof Brun von Köln entworfenen oktogonalen Reichskrone zu den alttestamentlichen Königen David, Salomo und Hiskia sowie der Majestas Domini, nämlich Christus im Weltgericht, mit ihren jeweils dazugehörigen Bibelziten kommt das besonders augenfällig zum Ausdruck. Es geht dabei um folgende Maximen:

- David: Das Recht lieben.
- Salomo: Gott ehren und Böses meiden.
- Hiskia: In Sachen Gesundheit und Lebenszeit auf Gott angewiesen sein.
- Christus: Ihn als den König der Könige anerkennen.

Ich kann hier nicht alle Einzelheiten dieses großartigen christlich-abendländischen Symbols darstellen und seine vielfältigen biblischen Bezüge aufzeigen. Das können Interessierte nachlesen bei Reinhart Staats, *Theologie der Reichskrone*, Stuttgart 1976.³⁰ Die Reichskrone brachte aber insgesamt den Anspruch der ottonischen Kaiser zum Ausdruck, Königtum und Priestertum in einer Gestalt zum Wohle der im Reich lebenden Menschen miteinander zu verbinden.

Das politische Programm der Reichskrone ist wegen seiner kühnen Einheit von Glaube und Handeln, von politischer Theologie und theologischer Politik freilich früh gescheitert und doch indirekt trotz Investiturstreit und Reformation über Jahrhunderte prägend geblieben. Auch wenn zunächst das Sacerdotium über das Imperium siegte und später der weltliche Anspruch der Kirche wieder überwunden und dem staatlichen Handeln eine eigene Würde zuerkannt wurde, blieb die ständige Herausforderung, Politik aus wertorientierter Überzeugung heraus zu gestalten und dafür leitende Wertmaßstäbe in der jeweiligen Zeit zu finden.

Der letzte Vertreter dieser am politischen Programm der Reichskrone orientierten universalchristlichen Reichsidee war der Reichsfreiherr und preußische Reformler Heinrich vom Stein, der in seiner Nassauer Denkschrift von 1807³¹ organisatorische Fragen „über die zweckmäßige Bildung der obersten und der Provinzial-, Finanz- und Polizei-Behörden in der Preußischen Monarchie“ behandelte. Es ging ihm darin um die aktive Mitarbeit weiter Bevölkerungskreise an einer Selbstverwaltung: „Belebung des Gemein-Geistes und Bürgersinnes; die Benut-

²⁸ Dieser Beitrag wurde im Oktober 2003 für ein leider nie verwirklichtes Buchprojekt von Carl-Eduard von Bismarck über künftige Politik in Schleswig-Holstein in christlicher Verantwortung im Oktober 2003 geschrieben.

²⁹ Vgl. dazu: Reinhart Staats, *Die Reichskrone. Geschichte und Bedeutung eines europäischen Symbols*. Mit 21 Abbildungen, Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 1991.

³⁰ Reinhart Staats, *Theologie der Reichskrone. Ottonische „Renovatio Imperii“ im Spiegel einer Insignie*, Stuttgart: Anton Hirseman 1976.

³¹ http://de.wikipedia.org/wiki/Nassauer_Denkschrift

zung der schlafenden, falschgeleiteten Kräfte und der zerstreut liegenden Kenntnisse; Einklang zwischen dem Geist der Nation, ihren Ansichten und Bedürfnissen mit denen der Staatsbehörden; Wiederbelebung der Gefühle für Vaterland, Selbständigkeit und National-Ehre – also einen lebendigen, fest strebenden, schaffenden Geist an Stelle von Formenkram und Dienst-Mechanismen, einen aus der Fülle der Natur gewonnenen Reichtum von Absichten.“

Reichsfreiherr vom Stein setzte die Bauernbefreiung durch und hob die bäuerliche Erbüntertätigkeit im gesamten preußischen Staat auf. Durch die Städteordnung von 1808 wurde die Selbstverwaltung der Städte verfügt. Stein plante außerdem eine Landgemeindeordnung, ferner die Einrichtung von Kreistagen, Provinzial-Landtagen und Reichsständen. Freilich wollte er die Wahlberechtigung zu diesen Institutionen auf die Grundbesitzer beschränkt wissen, und die aktive Mitarbeit in der Selbstverwaltung sollte nur den gebildeten und besitzenden Schichten vorbehalten sein. Vollendet wurden diese Reformen jedoch nicht mehr. Er scheiterte zunächst am Widerspruch Napoleons, gegen den er die Möglichkeit eines Aufstandes in Preußen in Erwägung zog, und später, nach dessen endgültiger Niederlage, an der Gegnerschaft Metternichs und der reaktionären Kräfte in Preußen und den anderen Fürstentümern, die mit seinen Plänen eines am alten Reichsgedanken orientierten deutschen Bundesstaates nicht einverstanden waren.

Ihm, Stein, als dem letzten Erwecker des alten Reichsgedankens hat Ricarda Huch 1925 ein literarisches Denkmal gesetzt. Sie schreibt darin³²:

„Religion ist die Summe der Ideen, welche den Lebensformen eines Volkes zugrunde liegen. Der christlich-germanische Glaube an den dreifaltigen Gott prägte sich aus in den eigentümlichen Verhältnissen, in welchen das deutsche Volk sich gliederte und aufbaute. Der Urgedanke Gott-Vaters des unendlichen Ganzen stellte sich dar in der Herrschaft des Volkes, welches, von niemandem abhängig, seine Geschicke selbst leitete, welches aber das in ihm lebendige Ideal durch einen Erwählten, einen Vertreter, zu verwirklichen strebte.

Das Ideal der Deutschen war die Gerechtigkeit, dass nämlich alle einen verhältnismäßig gleichen Anteil an den Gütern der Erde und des Himmels hätten, nicht der Schwache durch den Stärkeren abgedrängt und entrechtet werde. Der erwählte Kaiser der Deutschen, von dem es hieß, dass sein Herz ein lebendiger Brunnen des Rechts sein sollte, war der höchste Richter, der Beschützer der Schwachen, der Dämpfer der Gewalttätigen, daneben auch der Vertreter des Volks gegen äußere Feinde; denn wie die einzelnen im Volke gegenüber anderen einzelnen, so fordert ja auch die Gerechtigkeit, dass jedes Volk einen entsprechenden Raum auf Erden finde, und diesen nicht verkleinern zu lassen, war neben dem Schirm des inneren Rechtes die vornehmste Pflicht des Kaisers.

Eine andere wesentliche Idee der Reichsverfassung war die Idee der Einung, der Genossenschaft. Wie das Ganze und der Einzelne, Gott-Vater und Gott-Sohn, durch den Heiligen Geist verbunden gedacht sind, so stellt sich auch das Volk nicht als unendliche, unfassbare Masse dar, sondern in natürlichen Verbindungen, ähnlich wie der Organismus sich in Gliedern entfaltet, von denen jedes seine besondere Aufgabe und Kraft hat. Der einzelne übte im Mittelalter seine Selbstherrschaft nicht unmittelbar aus, sondern als Glied einer Gemeinde oder Körperschaft, die wiederum ihr eigen-

³² Auszüge aus: Ricarda Huch, Stein. Der Erwecker des Reichsgedankens (1925), Berlin: Atlantis³ 1932, S. 6-8.

tümliches Recht aus der Machtfülle des erwählten Kaisers ableitete. Der Kaiser war das höhere Selbst des Volkes, unmittelbar von ihm abhängig zu sein bedeutete Freiheit, welche den einzelnen beschränken muss, weil sie allen zusteht.

Zu der Idee des Kaisers und der Genossenschaft tritt noch eine andere: die Selbsthilfe. Das Recht, Waffen zu tragen, bezeichnete den freien Mann; mit Waffen und Bündnissen durfte er sich selbst Recht verschaffen, im Fall das ordentliche Gericht versagte. Es war dies kostbare Recht, welches Franz von Sickingen, Ulrich von Hutten, Götz von Berlichingen noch für sich in Anspruch nahmen, obwohl es Maximilian I., dem Drucke der Zeit nachgebend, abgeschafft hatte, welches auch Luther, wenn auch zögernd, bis zu einem gewissen Grade gelten ließ, und mit welchem die zu ihrer vollen Pracht entfaltete Persönlichkeit durchaus verbunden ist, welches aber die moderne Zivilisation von allen mittelalterlichen Ideen am wenigsten versteht.

So fanden drei Grundbegriffe: das unendliche Ganze, das Einzelne und das Teilganze in dieser Verfassung ihren Ausdruck.“

In diesem längeren Zitat kommt zum Ausdruck, welche Ordnungsvorstellungen die frühmittelalterliche Reichsverfassung prägten:

- Da ist der Kaiser, der sich auf freie Menschen stützen konnte und ihr Recht nach innen und außen garantierte.
- Da ist die Genossenschaft, die als Zeichen der inneren Verbundenheit der Freien gilt und eine gerechte Gestaltung der Gesellschaft möglich macht.
- Da gibt es die Selbsthilfe als Ausdruck der Wehrhaftigkeit gegenüber allen äußeren und inneren Feinden des Reiches.

Ricarda Huch schreibt³³:

„Von der Zeit, wo in dem Kampfe zwischen Kaiser und Fürsten die letzteren obsiegten, stieg auch eine neue Religion auf, während die alte versank. Vielmehr der Sieg der Fürsten war das Anzeichen, dass eine neue religiöse Idee die alte verdrängt hatte. Die neue war nicht der Protestantismus, am allerwenigsten das Luthertum, sondern der Deismus oder Theismus oder Individualismus. Nicht mehr das Mysterium der Trinität drückt die tiefsten Vorstellungen der Menschen aus, sondern der Gott, der die Herrschaft des einzelnen bedeutet, in dessen Namen ein einzelner sich die Herrschaft über alle anmaßt und diejenigen Untertanen nennt, von denen ursprünglich alle Macht eines einzelnen ausging. Der Gott, von dessen Gnaden die Fürsten sein wollten, konnte der dreieinige Gott nicht sein, als dessen Stellvertreter auf Erden die alten Kaiser ihrem Volke vorstanden.“

Nach der am Egoismus der Fürsten gescheiterten politischen Leitbildfunktion der Reichskrone ist besonders das lutherische Bekenntnis in Deutschland im öffentlichen Raum und seinen Gestaltungsherausforderungen prägend geworden. Vor allem aus dem Artikel 16 der Augsburger Konfession von 1530 lassen sich auch weiterhin Wertmaßstäbe einer christlich orientierten Politik ableiten. Dort heißt es³⁴:

„Von der Polizei (Staatsordnung) und dem weltlichen Regiment wird gelehrt, dass alle Obrigkeit in der Welt und geordnetes Regiment und Gesetze gute Ordnung sind, die von Gott geschaffen und eingesetzt sind, und dass Christen ohne Sünde in Obrigkeit,

³³ Auszüge aus: Ricarda Huch, Stein. Der Erwecker des Reichsgedankens (1925), Berlin: Atlantis³ 1932, S. 9-16.

³⁴ Evangelisches Gesangbuch (EG) 808.

Fürsten- und Richteramt tätig sein können, nach kaiserlichen und anderen geltenden Rechten Urteile und Recht sprechen, Übeltäter mit dem Schwert bestrafen, rechtmäßig Kriege führen, in ihnen mitstreiten, kaufen und verkaufen, auferlegte Eide leisten, Eigentum haben, eine Ehe eingehen können usw.“

Abgelehnt wird in CA XVI die Vorstellung, „dass es christliche Vollkommenheit sei, Haus und Hof, Weib und Kind leiblich zu verlassen und dies alles aufzugeben, wo doch allein das die rechte Vollkommenheit ist: rechte Furcht Gottes und rechter Glaube an Gott.“ Und die CA fügt an dieser Stelle hinzu³⁵:

„Denn das Evangelium lehrt nicht ein äußerliches, zeitliches, sondern ein innerliches, ewiges Wesen und die Gerechtigkeit des Herzens; und es stößt nicht das weltliche Regiment, die Polizei (Staatsordnung) und den Ehestand um, sondern will, dass man dies alles als wahrhaftige Gottesordnung erhalte und in diesen Ständen christliche Liebe und rechte, gute Werke, jeder in seinem Beruf, erweise. Deshalb sind es die Christen schuldig, der Obrigkeit untertan und ihren Geboten und Gesetzen gehorsam zu sein in allem, was ohne Sünde geschehen kann. Wenn aber der Obrigkeit Gebot ohne Sünde nicht befolgt werden kann, soll man Gott mehr gehorchen als den Menschen.“

Eine Reihe von christlichen Wertmaßstäben, von denen wir bereits gehört haben, kehren in diesen Formulierungen des Augsburger Bekenntnisses wieder:

- Geltendes Recht als gute Ordnung anerkennen.
- Recht und Gerechtigkeit üben (später heißt es: gegen jedermann).
- Die Gemeinschaft nach innen und außen verteidigen.
- Ständische Ordnung als Ordnung Gottes erhalten.
- Christliche Liebe üben und rechte, gute Werke in allen Berufen erweisen.
- Gehorsam schuldig sein gegenüber Geboten und Gesetzen.

Erste Ansätze für eine Eigenständigkeit der politischen Verantwortung gegenüber den kirchlichen Ansprüchen sind hier spürbar, ohne allerdings die christliche Wertorientierung aufzugeben.

Unter der Überschrift „Fürchtet Gott, ehrt den König“ (1. Petr. 2,17) beschreibt die Theologische Erklärung der Bekenntnissynode von Barmen vom Mai 1934 das Verhältnis der Christen zum Staat. Die 5. These der Barmer Erklärung lautet³⁶:

„Die Schrift sagt uns, dass der Staat nach göttlicher Anordnung die Aufgabe hat, in der noch nicht erlösten Welt, in der auch die Kirche steht, nach dem Maß menschlicher Einsicht und menschlichen Vermögens unter Androhung und Ausübung von Gewalt für Recht und Frieden zu sorgen. Die Kirche erkennt in Dank und Ehrfurcht gegen Gott die Wohltat dieser seiner Anordnung an. Sie erinnert an Gottes Reich, an Gottes Gebot und Gerechtigkeit und damit an die Verantwortung der Regierenden und Regierten. Sie vertraut und gehorcht der Kraft des Wortes, durch das Gott alle Dinge trägt.

Wir verwerfen die falsche Lehre, als solle und könne der Staat über seinen besonderen Auftrag hinaus die einzige und totale Ordnung menschlichen Lebens werden und also auch die Bestimmung der Kirche erfüllen. Wir verwerfen die falsche Lehre, als

³⁵ Ebenda.

³⁶ EG 810.

solle und könne sich die Kirche über ihren besonderen Auftrag hinaus staatliche Art, staatliche Aufgaben und staatliche Würde aneignen und damit selbst zu einem Organ des Staates werden.“

Kirche und Staat und ihre jeweils im eigenen Bereich selbständig wahrzunehmenden Aufgaben werden nun strikt voneinander unterschieden. Jedem machtvollen Übergriff in die Sphäre des jeweils anderen wird eine klare Absage erteilt. Das schließt freilich die notwendige Kritik am anderen und die Wahrnehmung eines „Wächteramtes“ (z.B. bei der Kirche durch Erinnerung an Gottes Reich, Gottes Gebot und Gerechtigkeit) nicht aus. Interessant ist aber auch, dass der Maßstab des weltlich-politischen Handelns nicht mehr allein in biblischen oder theologischen Einsichten gesucht wird, sondern dass politisch gehandelt werden soll „nach dem Maß menschlicher Einsicht und menschlichen Vermögens“.

Genau dies gilt es auch heute immer wieder zu beachten, wenn gesellschaftlich umstrittene Entscheidungen getroffen werden müssen. Sollen z.B. neben wirtschaftlichen und politischen Sanktionen auch militärische Maßnahmen zur Anwendung kommen, um Freiheit oder Würde von Menschen zu schützen, streiten Gründe der politischen Vernunft und der christlichen Wertorientierung miteinander. Die kirchliche „Lehre vom gerechten Krieg“ könnte dabei helfen, bewährte Maßstäbe einer christlich orientierten Politik anzuwenden, statt einerseits (politisch) maßlos zu handeln oder andererseits (religiös) am Handeln gehindert zu werden. Auch hilft es nicht weiter, die Lehre vom „gerechten Krieg“ einfach durch die Lehre vom „gerechten Frieden“ zu ersetzen. Denn es könnte ja gerade ein rechtmäßig geführter Krieg die Vorbedingung für den gerechten Frieden sein. Deshalb halte ich es nach wie vor für bedeutsam und wichtig, die in der theologischen und kirchlichen Tradition gefundenen Maßstäbe für einen „gerechten Krieg“ zu erinnern, zu pflegen und im Bewusstsein zu erhalten. Sie sollen ja die Willkür des Krieges nach christlichem Verständnis eingrenzen und etwa notwendig gewordene Kriegshandlungen in der Sphäre des Rechtes halten.

Die Hauptkriterien der Tradition des gerechten Krieges entwickelten sich über mehrere Jahrhunderte, beginnend mit Ambrosius und Augustinus im vierten und fünften Jahrhundert, und wurden von Thomas von Aquin und anderen Moralphilosophen im Mittelalter und in der Moderne fortgeschrieben. Es wurde zwischen den Prinzipien in bezug auf die gerechte Anwendung des Krieges (*ius ad bellum*) und denen hinsichtlich des gerechten Verhaltens im Kriege (*ius in bello*) unterschieden.³⁷

Die fünf gängigsten *ius-ad-bellum*-Prinzipien sind:

(1) Ein gerechter Grund (*iusta causa*)

Die Entscheidung für den Krieg ist die Antwort auf die Herausforderung, die Gerechtigkeit selbst gegen etwas sehr Böses (wie z.B. einen aggressiven Angriff) verteidigen zu müssen.

(2) Ein gerechtes Vorhaben (*recta intentio*)

Das Ziel, das bei einer Entscheidung für den Krieg angestrebt wird, muss auch die Wiederherstellung eines Friedens in Gerechtigkeit mit einschließen und darf nicht der totalen Vernichtung einer anderen Nation dienen.

³⁷ Kriterien nach: Zum Schutz der Schöpfung. Die nukleare Krise und gerechter Friede. Ein Grundsatzdokument des Bischofsrates der Evangelisch-methodistischen Kirche (EmK heute, Heft 52), Stuttgart: Christliches Verlagshaus 1987, S. 47-49.

(3) Der letzte Ausweg (ultima ratio)

Diese Tradition teilt mit dem Pazifismus die moralischen Einwände gegen den Krieg, ist aber bereit, Ausnahmefälle zuzugestehen. Jede Möglichkeit der friedlichen Konfliktlösung muss ausprobiert werden, bevor der Krieg angefangen wird.

(4) Die legitime Autorität (legitima potestas, auctoritas)

Die Entscheidung für den Krieg darf nur von einer ordentlich eingesetzten Regierung getroffen und verkündet werden.

(5) Die begründete Hoffnung auf Erfolg (pax)

Die Entscheidung für den Krieg muss sich auf eine begründete Hoffnung stützen, dass die angestrebten Ziele erreicht werden können. Ein Handeln, das das eigene Volk in großes Leid stürzt und zum Opfer eines selbstmörderischen Konflikts macht, ist gewiss nicht gerechtfertigt.

Die zwei Hauptziele des ius in bello sind:

(6) Die Diskriminierung, Unterscheidung (debitus modus)

Die Gerechtigkeit bei der Kriegsführung verlangt Rücksicht auf die Rechte der befeindeten Völker, besonders den Schutz der Zivilbevölkerung vor dem direkten Angriff. Ein solcher Schutz umfasst auch den Schutz vor Gewalttaten, Vergeltungsmaßnahmen, Plünderungen und willkürlicher Gewalt.

(7) Die Verhältnismäßigkeit

Die angerichteten Schäden müssen in einem direkten Verhältnis zu den angestrebten Zielen stehen. Kleine Verletzungen sollen nicht durch umfassendes Leid, Tod oder Verwüstung vergolten werden. Die Schäden des Krieges dürfen nicht den Nutzen des Krieges übertreffen. (Die Verhältnismäßigkeit ist auch ein Kriterium, das beim ius ad bellum angewendet werden kann: die Entscheidung, ob ein Krieg überhaupt geführt werden soll.)

Auch dies sind „Wertmaßstäbe einer christlich orientierten Politik“, wenn auch in einem sehr speziellen Fall. Sie haben Eingang gefunden in geltendes Völkerrecht, z.B. in die Haager Landkriegsordnung von 1907 und in die Genfer Konventionen von 1929. Die Charta der Vereinten Nationen von 1945 geht noch weit darüber hinaus. Sie will insgesamt zur Ächtung des Krieges und zum Aufbau einer Weltfriedensordnung beitragen.

Betrachtet man die Geschichte der Menschenrechte, so wird man feststellen, dass auch sie auf christliche Impulse zurückgehen, angefangen von dem flammenden Appell, mit dem Bartholomé de Las Casas vor Karl V. die Rechte der Indios verteidigte. In vielen Verfassungstexten der westlichen Welt finden sich seitdem Kataloge von Grundrechten, die am christlichen Menschenbild orientiert sind. Grundlegend sind besonders die Rechte auf:

- Leben
- Freiheit und Unverletzlichkeit der Person
- Freiheit des Gewissens
- freie Meinungsäußerung und freie Presse
- Vereins- und Versammlungsfreiheit.

Dazu treten die „Gleichheit vor dem Gesetz“ und in verschiedenem Ausmaß auch der „Schutz des Eigentums“. Die Vereinten Nationen nahmen am 10. Dezember 1948 eine programmatische Erklärung der Menschenrechte an, die auch soziale Rechte (auf Arbeit, gerechten Lohn usw.) umfasst.

Ich möchte an dieser Stelle auch auf die ökumenische Debatte hinweisen, die drei Optionen hervorhebt, mit denen Christen heute politische Verantwortung wahrnehmen wollen, nämlich im Einsatz für:

- (1) Gerechtigkeit
- (2) Frieden
- (3) Bewahrung der Schöpfung (im säkularen Kontext: Nachhaltigkeit).

Mit diesen Stichworten sind ebenfalls Werte beschrieben, die Beachtung verdienen im politischen Alltag. Sie haben Eingang gefunden in die weltweit anerkannten Leitfäden für gegenwärtiges politisches Handeln, z.B. in die europäische Agenda 2000. Auch derzeit noch umstrittene politische Programme wie die deutsche Agenda 2010, die dem Umbau und der Anpassung des Sozialstaates an gegenwärtige wirtschaftliche und finanzielle Verhältnisse dienen, werden sich messen lassen müssen an christlichen Vorstellungen von Gerechtigkeit und Solidarität.

Deshalb ist es wichtig, sich die Grundlagen unserer sozialen Marktwirtschaft vor Augen zu führen. Sie ruht auf den Prinzipien der katholischen Soziallehre, die durch den historischen Kompromiss zwischen Sozialdemokratie und Zentrum Eingang gefunden haben in die Weimarer Reichsverfassung und später auch in das Bonner Grundgesetz. Sie lauten:

- (1) Personalität
- (2) Solidarität
- (3) Subsidiarität.

Darunter ist nach Franz Klübers Artikel im Evangelischen Soziallexikon von 1965 nun folgendes zu verstehen:

- (1) Das Personprinzip geht von der Feststellung aus, dass der Mensch Grund und Ziel der Gesellschaft ist. Zwar richtet sich die katholische Soziallehre auf das Gemeinwohl, auf die rechte Ordnung des gesellschaftlichen Ganzen. Dessen Grund und Ausgangspunkt, seine sinngebende Mitte und sein Ziel ist aber die Person. Deshalb setzt die Frage nach den sozialen Ordnungsprinzipien bei der Erkenntnis des Seins der Person an. Die beiden anderen Sozialprinzipien sind im Personprinzip grundgelegt und lassen sich aus ihm ableiten.

Beachtenswerte Merkmale der „Personalität“ sind:

- Selbstbewusstsein und Selbstverfügung
- Gottebenbildlichkeit und Würde
- Freiheit, das Gute zu tun und Werte zu verwirklichen
- Hinwendung zu anderen (zu Umwelt, Mitwelt und Überwelt)

Indem sich der Mensch in selbstmächtiger, freier Entscheidung den Werten der Welt öffnet, wird er zu einer wertvollen Persönlichkeit und gewinnt sich so erst eigentlich selbst.

- (2) Das Solidaritätsprinzip richtet sich auf die Bestimmung der Person als soziales Wesen, auf das in der Sozialnatur der Person gründende Faktum der Gemeinschaft in seinen vielfältigen Formen und auf die wechselseitigen Beziehungen zwischen Person und Gemeinschaft. Es ist das Zuordnungsprinzip, das die gegenseitige Zuordnung von Person und Gemeinschaft darlegt.

Beachtenswerte Merkmale der „Sozialität“ bzw. „Solidarität“ sind:

- Die Gemeinschaft ist die Voraussetzung dafür, dass die Person physisch, psychisch und geistig existieren kann.

- Die Gemeinschaft ist angewiesen auf den Wertreichtum der Person und davon abhängig, dass die Gemeinschaftsglieder bereit sind, ihre Kräfte und Fähigkeiten im Dienst des Ganzen einzusetzen.
- Grad und Intensität personalen Lebens sind abhängig von der Verfasstheit und Qualität der Gemeinschaft.

Person und Gemeinschaft stehen also in wechselseitiger Bezogenheit, in einem Verhältnis der Zuordnung und Abhängigkeit.

- (3) Das Subsidiaritätsprinzip fordert als sozialetisches Prinzip, dass der Mensch seine Kräfte rege: dass er jede an ihn herangetragene Aufgabe selbst erfülle, soweit er dazu fähig ist. Die Gemeinschaft darf nur „subsidiär“ eingreifen und dem einzelnen keine Aufgabe abnehmen, welche er aus eigener Kraft bewältigen kann. Denn sie nähme ihm dann die Möglichkeit, die in ihm angelegten Fähigkeiten zu aktualisieren und den Sinn seiner Persönlichkeit zu verwirklichen. Allerdings hat die Gemeinschaft die Pflicht, im Aufbau des Gemeinwohls die Bedingungen zu schaffen, die dem einzelnen eine sinnvolle Betätigung seiner Kräfte überhaupt erst ermöglichen und ihm die „Grundchance“ der Persönlichkeitsentfaltung sichern. Erst dann kann die Forderung des Subsidiaritätsprinzips wirksam werden: a) gegenüber der Person, dass sie ihre Kräfte entfalte und sich bewähre; b) gegenüber der Gemeinschaft, dass sie ihre soziale Aktivität nicht überspanne und die Initiative der Person nicht lähme, sondern nur eingreife, wenn die Kräfte des einzelnen nicht ausreichen.

Beachtenswerte Merkmale der „Subsidiarität“ sind:

- Die zu leistende gesellschaftliche Hilfe muss Hilfe zur Selbsthilfe sein, welche die personalen Anlagen und Fähigkeiten nicht zurückdrängt, sondern fördert und möglichst zur vollen Entfaltung bringt.
- Sie muss ferner ergänzende Hilfe sein, die sogleich zurückzunehmen ist, wenn der einzelne sich selbst helfen kann.

Das Subsidiaritätsprinzip behauptet also hinsichtlich der Abgrenzung der Zuständigkeiten einen Vorrang der Person vor der Gemeinschaft sowie der kleineren vor den größeren Lebenskreisen. Es fordert deshalb für die Person „so viel Freiheit wie möglich, soviel Bindung wie nötig“. Das bedeutet in Anwendung auf das Verhältnis der innerstaatlichen „kleineren“ Gemeinschaften zur „größeren“ Gemeinschaft des Staates „so viel freie Gesellschaft wie möglich, soviel Staat wie nötig“.

Diese Gestaltungsprinzipien einer christlich orientierten Politik sind in der Bundesrepublik Deutschland und wie in allen anderen Bundesländern so auch in Schleswig-Holstein eingeflossen in das geltende Recht, besonders im Bereich des Sozialwesens.

Herausgefordert durch die technischen und medizinischen Entwicklungen an den Toren des Lebens, Geburt und Tod, sind ethische Maßstäbe neu bewusst geworden, die besonders das christliche Menschenbild prägen:

- Der Mensch ist Gottes Ebenbild von Anfang an und bis zu seinem Ende.
- Die Gottebenbildlichkeit verleiht dem Menschen eine Würde, die ihn willkürlicher Manipulation entzieht. Das gilt auch für verletztes, eingeschränktes und behindertes Leben.
- Geburt und Tod sind Übergänge, die dem vollständigen Zugriff des Menschen entzogen sind.

Das hat zu zahlreichen kirchlichen Stellungnahmen im bioethischen Bereich geführt, die den politisch Handelnden die christlichen Wertmaßstäbe noch einmal klar zu machen versuchen. Ich zitiere aus der EKD-Erklärung von 1989 „Gott ist ein Freund des Lebens“:

- Wert und Würde des Menschen bestimmen sich letztlich nicht aus seinen Funktionen, Leistungen, Verdiensten oder aufgrund bestimmter Eigenschaften, schon gar nicht nach individuellem oder sozialem Nutzen und Interesse.
- Die Person hat einen Vorrang vor Sachen, somit vor Institutionen, wirtschaftlichen Prozessen, Interessen u. a. Menschen dürfen deshalb für andere Menschen nie nur Mittel zum Zweck sein.
- Menschen dürfen nicht in dem Sinn über das Leben anderer Menschen - und ihr eigenes Leben - verfügen, dass sie sich zu Herren über Leben oder Tod machen.
- Das schließt nicht aus, dass ein Mensch aus freiem Willen sein eigenes Leben hingibt im Dienst für anderes menschliches Leben und im Dienst für Gott. Solche frei übernommene Lebenshingabe ist sogar höchste Erfüllung der Bestimmung des Menschen, Hüter des Lebens zu sein. Im Dasein für andere findet er das Leben für sich (Lk 9,24; Joh 12,24f).

Bleibe noch zu betrachten, dass der Religionsunterricht in Deutschland ein ordentliches Lehrfach an öffentlichen Schulen ist. Das gleiche gilt für die Militärseelsorge und ihren lebenskundlichen Unterricht. Offensichtlich liegt dem Staat daran, seine Heranwachsenden und seine besondere politische Verantwortung tragenden Kräfte im Sinne eines christlichen Wertekanons zu unterrichten. Ich halte nichts von der gegenwärtig mehr und mehr um sich greifenden Auffassung, Religionsunterricht an der Schule und lebenskundlicher Unterricht bei der Bundeswehr sei nur für diejenigen vorgesehen, die einer christlichen Kirche oder Gemeinschaft angehören. Zwar gilt das Gebot der weltanschaulichen Neutralität des Staates, aber das kann doch in diesem Fall nur heißen: Es kann und muss gewählt werden zwischen womöglich unterschiedlichen Angeboten ethisch orientierten Unterrichts. Aber dass im Zweifelsfall gar nichts an die Stelle von Religionsunterricht oder lebenskundlichem Unterricht tritt, kann nicht im Interesse des Staates und seiner Politikerinnen und Politiker liegen, die auf ein an bestimmten Wertmaßstäben orientiertes öffentliches Handeln Wert legen müssen.

Ein Edelstein in der christlichen und allgemein-menschlichen Wertorientierung unserer Verfassung ist gewiss das Recht auf Asyl. Aber nicht alle Probleme einer globalisierten Wirtschaft und Politik lassen sich über dieses eine Recht lösen. Es muss verbunden werden mit ökonomischen und politischen Anstrengungen, die Hass, Gewalt und Ungerechtigkeit als Wurzeln des Terrorismus in der Welt überwinden und Menschen erlauben, in ihren jeweiligen Heimatländern ihr Auskommen zu finden. „Gerechtigkeit schafft Frieden“ heißt die fundamentale Erkenntnis, die es in mutiges Handeln umzusetzen gilt.

Dabei könnte uns noch einmal der Blick auf die Reichskrone helfen.³⁸ Die zwölf Edelsteine auf Stirn- und Nackenplatte symbolisieren mit den zwölf Stämmen Israels und den zwölf Aposteln die gesamte Menschheit.

³⁸ Vgl. dazu meine Zusammenstellung im Internet:

http://www.pkgodzik.de/fileadmin/user_upload/Geschichte_und_Politik/Reichskrone.pdf



Ihre unterschiedlichen Farben markieren den Reichtum menschlicher Entwicklungen und Verhältnisse. Wer versucht, alles unter eine Farbe zu bringen, sei sie nun rot, braun, schwarz oder grün (wie die Farbe des Propheten Mohammed), versündigt sich an den Menschen und betreibt politische und religiöse Ideologie. Aber nicht Idole und Götzenbilder, politische Ideologien oder religiöser Fundamentalismus sind angemessene Leitbilder für politisches Handeln, sondern eine „versöhnte Verschiedenheit“, die sich einen lässt unter einem Hirten, der unsere Freiheit und Vielfalt will.

Das alles löst am Ende den immer wieder behaupteten Gegensatz zwischen Gesinnungsethik und Verantwortungsethik – „mit der Bergpredigt kann man die Welt nicht regieren“ (Otto von Bismarck, Helmut Schmidt) – auf. Ohne aufrichtige Gesinnung gibt es keine rechtmäßige Verantwortung. Und ohne rechtschaffende Verantwortung gibt es keine wahrhaftige Gesinnung. Das Wollen und das Können gehören zusammen, wie uns ein Text aus der alten römischen Osterliturgie lehrt:

Deus qui omnes in Christo renatos genus regium et sacerdotale fecisti, da nobis et velle et posse quae praecipis, ut populo ad aeternitatem vocato una sit fides cordium et pietas actionum.

Auf gut Deutsch: „Gott, der Du alle in Christus Wiedergeborenen zu einem königlichen und priesterlichen Geschlecht gemacht hast, gib uns das Wollen und Vollbringen, welche Du lehrest, damit für das zur Ewigkeit berufene Volk eins sei der Glaube der Herzen und die Frömmigkeit der Taten.“